Studien

über

Ritter Thomas von Štítné.

Studien

über

Ritter Thomas von Štítné.

Ein Beitrag zur europäischen Culturgeschichte.

Von

Joseph Wenzig.

Leipzig
Verlag von L. Wiedemann.
1856.

Einleitung.

War ich so glücklich, durch mein Werk: „Blicke über das böhmische Volk, seine Geschichte und Literatur, nebst einer reichen Auswahl von Literaturproben“ Leipzig 1855, besonders aber durch das andere: „Der neue Rath des Herrn Smil von Pardubic, eine Thierfabel aus dem XIV. Jahrhundert, nebst dessen übrigen Dichtungen und einer Auswahl aus seiner Sprüchwörtersammlung“ Leipzig 1855, ein helleres Licht über den Culturzustand Böhmens unter den Luxenburgern zu verbreiten; so hoffe ich, es werde mir nicht minder durch gegenwärtige Schrift gelingen, die einen der merkwürdigsten Männer jener wichtigen Periode betrifft. Dies ist der ältere Zeitgenosse Smils von Pardubic, der Ritter Thomas von Štítné, oder kurzweg Štítný, hervorragend als Charakter, als ein auch dichterisch begabter Gelehrter und Denker auf religiösem Gebiete, als Meister seiner Sprache, in der er schon vor 500 Jahren Philosophie trieb, und unschätzbar als historische Fundgrube. Schon Palacký in seiner Geschichte Böhmens III. Bd., I. Abth. VI. Buch., Kap. 3 Prag 1845 äußert sich über ihn: „„Dieser

ausgezeichnete böhmische Edelmann besaß nicht nur alle Bildung, die sein Zeitalter gewähren konnte, sondern auch die Gabe, sie in anziehender, klarer und körniger Sprache dem Volke mitzutheilen. In allen seinen umfangreichen Schriften herrscht die religiöse Tendenz vor; doch hinderte ihn dies nicht, eine Menge gelehrter und populär-philosophischer Fragen gelegentlich zu erörtern, und er ließ sich in diesem Geschäfte auch durch den häufig ausgesprochenen Unmuth der Schulgelehrten, die da glaubten, daß solche Untersuchungen nicht vor das Volk gehörten, nicht stören. Seine bewundernswerthe Meisterschaft in der Handhabung aller der reichen Formen der böhmischen Sprache gestaltete dieselbe bald zu einem brauchbaren Organe für noch so gelehrte Erörterungen, so wie auch das böhmische Volk, das seine Werke mit Beifall und Nutzen las, sich durch ihn gewöhnte, selbst einem längern Gang abstracter Gedanken zu folgen"". Und im Výbor z literatury české (Auswahl aus der böhmischen Literatur) Th. I. Prag 1845 heißt es von ihm: „„Nicht nur die ungewöhnliche Fruchtbarkeit, sondern auch der edle Patriotismus, der religiöse Sinn, der klare Geist, der Reichthum von Kenntnissen, und die körnige, fließende und einnehmende Sprache verleihen diesem Schriftsteller den Vorzug vor allen seines Zeitalters."

Gleich anderen kostbaren böhmischen Literaturdenkmälern sind auch Štitný's Schriften erst in der neuesten Zeit aufgefunden worden. Es sind folgende, theils Originalarbeiten, theils Uebersetzungen:

1) Die Büchlein des Barfüßers David von den sieben Stufen des geistigen Zustandes.

2) Vom Glauben, von der Hoffnung und von der Liebe.

3) a. Auslegung des Vater unser.
b. Auslegung des Ave Maria. Uebersetzung.
4) a. Von den drei Ständen: dem Jungfrauen- — Wittwen- — und Ehestand.
b. Von den Eheleuten.
5) Von dem Hausherrn, der Hausfrau und dem Gesinde.
6) a. Von den neun Ständen unter den Menschen.
b. Von den drei Wohnstätten jener Welt.
c. Von den drei himmlischen Hierarchen.
7) Der Stachel des Gewissens.
8) Von der Versuchung des Teufels.
9) Von den Sacramenten.
10) Vertrauliche Unterredungen.
11) Sonn- und Feiertagsreden für das ganze Jahr.
12) Von den Sünden. Summa vitiorum.
13) Von dem vierfachen Bösen. Richardus a S. Victore.
14) Von den Tugenden. Summa virtutum.
15) Von vier anderen Tugenden. Virtutes cardinales.
16) Von den sieben Tugenden wider die sieben Hauptsünden.
17) Wie die Sünden mit den Tugenden kämpfen.
S. Augustinus de conflictu vitiorum et virtutum.
18) Von den sieben Gaben des heiligen Geistes.
19) Von der Vorbereitung des Herzens. Hugo de praeparatione cordis.
20) Von den sieben Wegen zur ewigen Seligkeit. Bonaventura.
21) Von den acht Glückseligkeiten.
22) Von den zehn Geboten Gottes.
23) Von den zwölf Rathschlägen.
24) Von der Weisheit.

25) Von dem Zustande des inneren Menschen. Richardus de interiore statu hominis.

26) Auslegung der Bücher der Weisheit. Robertus Holkot de sapientia Salomonis.

Diese bald größeren, bald kleineren Werke sind in neun ihrem Inhalt nach verschiedenen Manuscripten vorhanden. Ein zehntes Manuscript hat Palacký erst in den jüngsten Tagen in der Bibliothek zu Paris entdeckt.

Veröffentlicht sind von Štítný's Schriften, nebst den im Výbor z literatury české enthaltenen Auszügen: Nr. 10. Vertrauliche Unterredungen im „Rozbor filosofie Tomáše ze Stítného" (Analyse der Philosophie des Thomas von Štítné) von Dr. J. J. Hanuš, Prag 1852, und Nr. 2, 3 a und b, 4 a und b, 5, 6 a und b, 7, 8, 9, in den „Knížky šestery o obecných věcech křestanskych (Sechs Büchlein von allgemeinen christlichen Angelegenheiten) von K. J. Erben, Prag 1852. Das letztgenannte Werk wurde zur 500jährigen Gedächtnißfeier der Gründung der prager Universität durch Zuthun Sr. Exc. des jetzigen k. k. österreichischen Cultus- und Unterrichtsministers, Leo Grafen von Thun-Hohenstein, im Auftrage des prager akademischen Senats zum Druck befördert. In demselben finden sich von K. J. Erben, der als Dichter und Gelehrter gleich ausgezeichnet dasteht, die meisten und besten mit gründlicher Sachkenntniß und durchdringendem Scharfsinne zusammengestellten Nachrichten über Štítný, die ich hier in Uebersetzung mit einigen mir zweckdienlich scheinenden Kürzungen dem Uebrigen voranschicken will.

Štitný's Biographie
nach K. J. Erben.

„Es ist ein eigenes ungünstiges und höchst unverdientes Loos dieses in seiner Art gewiß bedeutendsten böhmischen Schriftstellers des XIV. Jahrhunderts," sagt Erben, „daß von ihm nirgend, in keiner Chronik, in keiner sonstigen Schrift Erwähnung geschieht, obwohl sicher ist, daß von seinen literarischen Verdiensten viele wußten, nicht nur innen auf den Burgen und Schlössern, sondern auch in Prag, daß viele an seinen Werken Gefallen fanden, ja daß Štitný am Ende seines Lebens ihnen zu Liebe und auf ihr ausdrückliches Verlangen seine Werke neu bearbeitete. Der递 Haupttheil der Schuld fällt auf die Doctoren der prager Universität, von denen viele Štitný und seine Schriften überhaupt zu schmähen nicht aufhörten, blos darum, weil er von erhabenen Gegenständen böhmisch schrieb, und es wagte, die mittelalterliche Gelehrsamkeit von der unzugänglichen Höhe des Lateins hinab in die schlichten Wohnungen seiner Landsleute zu führen, und dieselbe auf seine Weise, worin sich ihm niemand gleichstellen konnte, anangenehm und verdaulich zu machen. Und so hätte man, obwohl er sich in seinen Werken ein unsterbliches Denkmal setzte, von ihm und seinem Leben beinahe nichts erfahren, wenn er nicht selbst in seinen Schriften hier und da einige Nachrichten hinterlassen hätte. So kamen in dem Maße, in welchem die jüngste Zeit immer neue Leistungen von ihm ans Licht brachtee und je sorgfältiger sie durchforscht wurden, auch immer neu, Körnlein zu einer neuen Biographie Štitný's zusammmen, die gesammelt, ein zwar nicht vollständiges, doch hinlänglich klares Bild seines Lebens bieten."

„Den ersten Anfang einer Biographie lieferte Palacký in der böhmischen Museumszeitschrift 1838 S. 3. Dann gab Jungmann im Výbor z literatury české Th. I. S. 635, Prag 1845, eine etwas umständlichere Notiz über Štítný's Leben, hauptsächlich nach den Manuscripten von Opatowic und Bautzen, die indessen waren aufgefunden worden. In der Gegenwart verfaßte Dr. J. J. Hanuš eine Lebensbeschreibung, indem er damit seinen Rozbor filosofie Tomáše ze Štítného beginnt, und darin besonders die politischen und religiösen Verhältnisse jenes Zeitalters und der vorangegangenen Perioden schildert. Bei der Biographie, die ich beabsichtige, handelt es sich mir darum, alle Nachrichten über Štítný, ob sie schon früher aus seinen Werken bekannt waren, oder sich mir erst bei Durchsuchung von Manuscripten darboten, zu einem Ganzen zu verbinden, wobei ich äußere Begebnisse nur insofern berühren werde, als die Nachrichten selbst dazu Veranlassung geben".

„Thomas von Štítné wurde nach meinem Erachten, das ich weiter unten begründen werde, um das Jahr 1325 geboren. Von seinen Aeltern ist nichts bekannt, als daß er von ihnen seine erste Erziehung, wie es scheint, auf der väterlichen Burg Štítné im taborer Kreise erhielt. Er erwähnt dessen in Nr. 10.: „„Wie lieb war es mir in meiner Jugend, von meinem Vater und meiner Mutter etwas über die Angelegenheiten eines Christen zu hören! Dadurch gelangte ich zu einiger Kenntniß der Schrift."" Zu jener Zeit, wo es in Böhmen keine andere, als Klosterschulen gab, war es zwar eine aus der Natur der Sache erwachsene, aber gleichwohl heilsame und edle Gewohnheit, daß Aeltern aus den höheren Ständen für eine gute Erziehung ihrer Kinder selbst Sorge trugen. So

wurde nicht nur die altböhmische Haussitte in ihrer Unverdorbenheit bewahrt, sondern es gingen auch die bürgerlichen Tugenden, die Liebe zum Vaterlande und zur Sprache der Nation, Geschlecht für Geschlecht als Erbschaft von dem Vater auf den Sohn über. Und wie viel Štitný später an einer derartigen Erziehung seiner Kinder lag, bezeugt der größere Theil seiner hinterbliebenen Werke! Mit besonderem Vergnügen erwähnt Štitný auch seiner verwittweten Großmutter, die im Kreise seiner Familie lebte: „„Immer gedenke ich daran, daß ich in meiner Jugend meine Großmutter, die eine seelengute, ehrbar schlichte Frau war, sagen hörte: Du lieber Gott, wie ist doch der Wittwen Lohn größer, als der Lohn der Verheiratheten, und wie leben sie glücklicher als im Ehestand!““ (Nr. 4.) Solche Worte sind nur dort zu hören, wo in einer Familie in der That aufrichtige Liebe und wahre Zufriedenheit herrscht. Ob Štitný Brüder hatte, ist sehr zweifelhaft, gewiß aber, daß er zwei Schwestern, die „Muhmen“ seiner Kinder, hatte, Peltrata und Anna, die wahrscheinlich unverheirathet blieben, was damals für ein besonderes Verdienst galt, und die mit ihm und seiner Familie nach dem damaligen Gebrauche ungetheiltes Gut besaßen, indem sie von ihm nach des Vaters Tode bis zu ihrem Absterben eine jährliche Apanage bezogen. Dies läßt sich wenigstens aus dem schließen, was er seinen Kindern in seinem letzten Willen Nr. 9. befiehlt: „„Haltet Eure Muhmen in Ehren! Gebt Frau Peltrata, was Ihr schuldig seid, und auch Frau Anna laßt keinen Mangel leiden, so lange sie lebt!“ Es ist auch nicht bekannt, wer seine Gemahlin war; aber mit tiefer Rührung gedenkt Štitný ihrer zärtlichen Sorgfalt für seine Kinder und ihres frühen Todes, und ermahnt diese, einander zu lieben: „„Ihr wißt, daß Euch Eure

Mutter liebte, ohne früher von Euch des Guten irgend etwas genossen zu haben. Und Ihr könnt sehen, daß auch ich Euch liebe: wär's nicht um Euch, so würd' ich mein Leben anders einrichten. Darum denkt stets an Eure Mutter, die Euch mit Eifer und Zärtlichkeit erzog, mit größerer Mühe, als viele andere Mütter, und bittet Gott inbrünstig, daß er ihr gnädig sei und ihr lohne. Ist sie gleich selig im Herrn aus dieser Welt geschieden, so soll das Andenken an ihre Liebe dennoch nie in Eurem Herzen erlöschen. Und wenn Ihr sie also liebt, festhaltend den Gedanken, daß Ihr dem Vater und der Mutter nie ganz vergelten könnt, so vergeltet uns damit, daß Ihr einander um so inniger liebt, denn gern erzogen wir Euch alle, eines wie das andere."" Und weiter ermahnt er sie: „„Darum seid einander behilflich nach Gottes Sinn in den Angelegenheiten Eurer Seele und Eures Leibes, und hütet Euch vor dem Satan und bösen Menschen; nie und nimmer laßt irgend einen Streit unter Euch aufkommen. Der Satan sieht wahre, reine Liebe nicht gern, und die bösen selbstsüchtigen Menschen stiften gern Unfrieden unter den Ihrigen, um Vortheil daraus zu ziehen. Ich weiß das, denn mir ist es selbst begegnet."" (Nr. 2.) Diese Lehren wiederholt er in seinem letzten Willen kurz noch einmal, indem er zugleich zu verstehen giebt, von welcher Seite ihm der Unfriede gekommen. „„Hütet Euch, daß der Satan, der Feind aller wahren Liebe, Eure Liebe nicht zerstöre! Kann er nicht anders, so gebraucht er sogar Geistliche, die, wenn sie auch ein heiliges Leben führen, doch hienieden nur Menschen sind, und nicht zu allem Einsicht genug besitzen."" Vergleicht man die Manuscripte von Bautzen und Neuhaus, so ergiebt sich, daß Štitný fünf Kinder hatte. Eins jedoch starb schon vor 1376, denn in dem Neuhauser Manuscript von 1376, wo

Štítný auf dem ersten Blatte in dem verzierten Anfangsbuchstaben B als Lehrer seiner Kinder abgebildet ist, gewahrt man vor ihm blos vier Kinder, drei Mädchen, die an ihren Stirnbändern leicht zu erkennen sind, und einen kleinen Knaben. Zuletzt blieben Štítný nur zwei Kinder, Anna und Jan, von welchen später die Rede sein wird. Nimmt man nun an, daß dieser Jan zur Zeit, wo er abgebildet wurde, zehn Jahre alt war — denn Štítný selbst berührt im neuhauser Manuscript das zarte Alter seiner Kinder — und daß seine Kinder in ihrem Alter immer zwei Jahre auseinander gewesen wären: so hätte seine Vermählung um das Jahr 1357, also etwa in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, stattgefunden."

„Nachdem ich dies über die Privat- und Familienverhältnisse Štítný's vorausgeschickt, wende ich mich zu seinem öffentlichen Leben und seiner literarischen Thätigkeit. Als im Jahr 1348 die prager Universität gegründet wurde, war Štítný bereits ein junger Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren. Gleich anderen begab auch er sich dahin, und trat in die Abtheilung der Artisten. Dies bezeugt nicht nur der Inhalt aller seiner Werke, sondern auch er selbst verheimlicht nicht, daß er in den Rechten nicht sattsam bewandert sei, und nimmt in zweifelhaften Fällen eben sowohl Belehrung von tüchtigen Juristen an, als er andere an sie verweist. „„Das kanonische Recht wurde mir dadurch verleidet,"" sagt er im Manuscript des Museums Kap. 63 „„daß ich meinte, es beschönige die Lüge, um einem standhaften Manne die Scheu zu benehmen, andere zu betrügen, bis mich ein Rechtsgelehrter zur Erkenntniß brachte, und mir bewies, daß es, gleich der heiligen Schrift, die Lüge verabscheue."" Und in Nr. 6 a. wo er den Ordensbrüdern aus dem kanonischen Rechte darthut, daß sie schlecht handelten, indem sie sich

von den ursprünglichen Ordensregeln entfernten: „„Glaubt ihr nicht mir, so fragt aufrichtige Meister der heiligen Schrift oder Rechtsgelehrte!““ Obwohl er jedoch der Beschäftigung mit den Wissenschaften, an denen er großes Vergnügen fand, mehrere Jahre widmete, und solche Fortschritte machte, daß er sich den gebildetsten Männern seiner Zeit gleichstellen konnte, wovon seine Werke den deutlichsten Beweis liefern: so bewarb er sich dennoch nicht um die Doctorswürde, wie er sich am Schlusse der sechs Büchlein von allgemeinen christlichen Angelegenheiten selbst äußert: „„Ich bin in nichts Doctor, obwohl ich die Jahre meiner Jugend mit der Wissenschaft verbrachte.““

„In der ersten Vorrede zu den sechs Büchlein sagt Štitný, er habe sie aus dem Kopfe niedergeschrieben, wie es ihm gut geschienen, wenn er irgendwo etwas gelesen oder gehört. Es ist von Wichtigkeit zu wissen, was für Predigten er hörte. Es waren dies keine gewöhnlichen Reden, sondern die Predigten eines Konrad Waldhauser von Oesterreich und eines Milič von Kremsier. Beweis dessen ist so manche Stelle in seinen Werken z. B. in Nr. 11. wo er sich über die Mönche ausläßt: „„So reizte sie einst der Satan gegen Konrad, den edlen Verkündiger der göttlichen Wahrheit, indem sie sagten, er sei ein Abtrünniger, während er nur die Argheit der schlechten Priester darthat und lehrte, was wahr ist; so auch gegen den guten Milič, und noch reden die Schlechten Schlechtes von ihnen, doch mit Unrecht. Und so giebt es ihrer, die auch, was ich schreibe, gern verbrannt haben möchten, da nur sie allein für Weise gelten wollen.““ Ferner daselbst: „„O mit welchem Eifer predigte einst der edle Milič in der St. Aegidiuskirche zu Prag! Da loderte ein mächtiger Geist aus ihm voll Gottesliebe, und Flammenworte strömte sein Mund!““ Ferner

im Manuscript des Museums Kap. VI. 3.: „„So verfuhren sie gegen den Priester Konrad und den Priester Milič, die zwei ehrbare, treue und wackere Verkündiger des göttlichen Wortes in Prag waren, der eine für die Deutschen, der andere für die Böhmen. Weil diese sie beschuldigten, daß sie in heiligen Gebäuden unheilig lebten, donnerten viele mit stolzen und ungerechten Reden wider sie, und noch reden jene, die von dem Schlechten sagen, daß es nicht schlecht sei, übel von ihnen, und schelten sie schlecht, da sie doch gut waren.““

„Dies wirft ein neues Licht auf Štitný's Schriften, und in der That ist an vielen Stellen wahrzunehmen, daß er in den Fußstapfen der zwei genannten edlen Eifrer der Kirche wandelt. Ich will nur einige Beispiele anführen. Man setzte Waldhauser und Milič unter anderm aus, daß sie gegen den Wucher predigend, den Sinn dieses Wortes zu sehr ausdehnten. Hätte Štitný in einer öffentlichen Predigt so gesprochen, wie er in Nr. 6. a, wo er den Wucher der Herren tadelt, schreibt, so hätte ihn gewiß dasselbe Loos getroffen, wie seine Vorgänger: „„Ihr Herren seid froh, wenn Eure Juden viel erwuchern, weil Ihr ihnen dann viel nehmen könnt. Ihr schämt Euch, Wucherer zu heißen; aber den Wucher nehmt Ihr gern, nicht um ihn zurückzuerstatten, sondern um ihn für Euch zu behalten. Die Schächer, Diebe und Wucherer wollen nicht schlimm heißen, und die Herren wollen lieber gut heißen, als gut sein.““ Weiter setzte man Milič und später auch Mathias von Janow und anderen prager Doctoren aus, daß sie den zu häufigen Empfang des Altarsakramentes lobten. Hierin stimmt Štitný ausdrücklich mit Milič überein: „„Ich wundre mich über so manche weise Männer, die dagegen aufgetreten, daß man den Leib des Herren oft empfangen solle. Um wie viel besser wär

es, wenn sie lehrten, wie sich jene zu verhalten haben, die den Leib des Herren oft empfangen wollen! Allein sie schelten mit einer Art Ingrimm unüberlegt alle, die, ohne Priester zu sein, den Leib des Herren oft empfangen, vielleicht weil ihnen Milič ein Dorn im Auge war, der das Volk den Willen Gottes in der Wahrheit und in der Einheit des christlichen Glaubens lehrte, ohne mit der heiligen Schrift in Widerspruch zu gerathen. Wie kann man ihnen beipflichten, da sie die Wahrheit der heiligen Schrift offenbar verletzen!"" (Nr. 9.) Doch unterscheidet sich Štitný insofern, als er Kinder wegen der Unzulänglichkeit ihres Verstandes von dem häufigen Empfange ausgeschlossen haben will. „„Eilt nicht, so lang' Ihr jung seid,"" sagt er zu seinen Kindern, „„den Leib des Herren oft zu empfangen! In Eurem unreifen Kindesalter wird es genügen, wenn Ihr dies einmal des Jahres thut, zu Ostern."" (Daselbst.) Auch beschuldigte man Waldhauser und Milič, daß sie den Geistlichen nicht erlauben wollten, eigenes Vermögen zu besitzen. Dies betraf besonders die Klostergeistlichen. Wie Štitný hierüber urtheilt, findet sich in Nr. 6 a, wo er zu den Ordensbrüdern spricht, welcher Artikel so geschrieben ist, daß sich seiner weder Waldhauser, noch Milič schämen dürfte. Wenn aber Milič in seinem Eifer sich überstürzte, und alle Stände ohne Unterschied, von den höchsten kirchlichen und weltlichen Häuptern hinab bis zu den untersten Mönchen und Laien, schmähte, überlegt Štitný wohl, und unterscheidet zwischen den Guten und Schlimmen, lobt jene und tadelt nur diese: „„Ich meine nicht die guten Ordensbrüder, sondern die, so Schuld tragen, und ich weiß, daß jene mir verzeihen, und mir meiner Worte halben nicht zürnen werden. Die Schlimmen aber, die ich meine, seien es nun Mönche oder Nonnen, die mögen mir immerhin

zürnen; ich achte dessen nicht. (Daselbst.) Er lobt den ehrwürdigen Erzbischof von Prag Ernest und Kaiser Karl IV., daß sie in den weltlichen Rechten Verbesserungen eingeführt hätten; allein er stellt auch dem Kaiser aus, daß er, um die Brandenburgischen Länder anzukaufen, zu viele Abgaben fordere: „„Wehe, daß der König so häufig Abgaben fordert, wohl mehr, um Nachbarländer für seine Kinder zu kaufen, als um des allgemeinen Besten willen. Ist es ein Leichtes für ein einzig Land, so viele andere Länder zusammen zu kaufen?““ (Daselbst.) Er tadelt auch die damaligen böhmischen Könige wegen Verschlechterung der Münze: „„Arg beraubt sind viele durch den schlechten Groschen seit jener Zeit, wo König Wenzel II. zuerst den guten schlagen ließ. Unter Johann ward er schlechter, doch gingen zwölf auf einen Gulden; unter Karl ward er noch schlechter, doch Karl versprach, ihn zu verbessern, nur daß er starb; jetzt unter Wenzel ist der Groschen gar so schlecht, daß einundzwanzig und ein halber auf einen Gulden gehen. Darum ist alles theurer, als es früher war; wer früher ein Schock und vier Groschen hatte, der hatte eine Mark Silber, jetzt braucht er zwei Schock weniger sieben oder sechs Groschen, um eine Mark Silber zu besitzen. Welch sündhafte Wirthschaft, welch Verderben des ganzen Landes, da mit Groschen gezahlt werden muß! O ihr Könige, ihr Herren, Ihr seid da, um Trug und Ungerechtigkeit zu strafen, und Ihr selbst verübet sie.““ (Manuscript des Museums Kap. 68.) Stärker aber mahnt an die Predigweise von Milič folgende Stelle, wo Štitný die Worte der Apokalypse: „„Und sieh, es entstand ein heftiges Erdbeben, schwarz wie ein Haarsack ward die Sonne und der ganze Mond wie Blut, und die Sterne des Himmels fielen zur Erde,““ also auslegt: „„Das Erdbeben ist die Los-

reißung der Menschen von der Wahrheit, die Sonne bedeutet den Stuhl des Papstes, der Mond den Thron des Kaisers, und die Sterne bedeuten Männer und Weiber, die aus himmlischen Begierden in irdische, aus Ordnung in Unordnung stürzen."" (Dasselbe Manuscript Kap. 200). Nicht so, wie mit Milič, harmonirte Štitný bei seiner Mäßigung mit Mathias von Janow, und eine Stelle zielt offenbar gegen Mathias, sein Eifern nämlich wider die Bilderverehrung: „„Ich gehöre nicht zu jenen, die da sagen, daß es unter den Christen keine Bilder geben solle. Nach meiner Ansicht übertreiben sie's. Wir können Bilder haben zur Erinnerung, doch nicht, daß das Bild Gott gleich geachtet werde."" (Dasselbe Manuscript Kap. 224.)

„Aus dem bisher Vorgeführten erhellt, daß sich Štitný zu einer gemäßigten Reform der Kirche in ihren Gliedern neigte. Die Kirche und die ersten Interpreten der heiligen Schrift galten ihm als höchste Auctorität, nach ihnen hielt er die gemeinsamen Beschlüsse der prager Schule in größten Ehren: „„Wißt,"" sagt er in der ersten Vorrede zu den sechs Büchlein, „„daß ich mich mit allem dem, was ich geschrieben habe oder schreiben werde, der Kirche unterwerfe, indem ich hoffe, sie werde mich, wenn es nöthig ist, in Gnaden hören, bevor sie meine Bücher verdammt."" Und in Nr. 10: „„Würde mir gezeigt, daß ich worin irrte, so würd' ich mich gern eines Bessern belehren lassen. Immer sag ich zur Kirche: Ich unterwerfe mich. Doch möcht' ich nicht, daß jemand mich und meine Bücher beurtheilte, und sie anders nähme, als ich meine."" Ferner daselbst: „„Was ich nun sage von dem lieben Gott, so hoff' ich, daß ich mich darin vom Sinne der heiligen und christlichen Meister nicht entferne; denn gern las ich schon von Jugend auf, und hörte gern der Meister Wort. Und jetzt noch schafft mir's Wonne, nachzudenken, und andere,

die Latiums Sprache nicht verstehen, anzuspornen zum Forschen über das, was mir so werth."" In der Vorrede des Museumsmanuscripts bittet er wackere Gelehrte, sie möchten in dem, was er richtig vorgetragen, seine Beschützer sein; hätte er aber worin gefehlt, so möchten sie ihn und seine Bücher gütig bessern, denn,"" sagt er, „„in allem, was ich geschrieben habe oder schreiben werde, unterwerfe ich mich der Kirche und der prager Schule."

„Er berieth sich auch in wichtigen und zweifelhaften Fällen gern mit geachteten Männern und nahm Belehrung von ihnen an; ja seine erste Originalarbeit überreichte er selbst „„dem hochweisen und hochgelehrten Albrecht, der unter den Böhmen der erste die Doctorswürde in der heiligen Schrift zu Paris erlangte,"" indem er ihn ersuchte, wenn sich etwas darin vorfände, was mit der heiligen Schrift nicht übereinstimmte, es gütig zu verbessern. Im Museumsmanuscript ferner, dort wo er vom Ablasse spricht, daß auch er zur Genugthuung der Sünden gehöre, fügt er bei: „„Das versteh' ich so und hört' es so von einigen Gelehrten. Und ich sprach meine Meinung vor Meister Adalbert aus, und der lobte sie."''' (Kap. 260.) Diesen Meister Adalbert preist Hus in einer seiner Predigten (1409) als einen ausgezeichneten Redner. (Děje university Pražské, Geschichte der prager Universität von W. W. Tomek, Prag 1849.)

„Es ist bekannt, daß im 9. Zehent des XIV. Jahrhunderts Wiklefs Lehre nach Böhmen gebracht wurde, und sich da um so leichter verbreitete, weil die oxforder Lehre an der Universität zu Prag erlaubt war. Unter den Streitfragen, die in Folge dessen unter den gelehrten Theologen entstanden, behauptete die von der Transsubstantiation den ersten Platz. Der Streit wurde einige Jahre in Privatzusammenkünften geführt, bevor er an die Universität drang, von welcher er 1403 verboten ward.

Solche Privatdispute uud die Vertheidigung der Lehre Wiklefs von der Transsubstantiation berührt Štitný im opatowicer Manuscript S. 252, wo er sich äußert: „„Ach schon steh' ich im siebenzigsten Jahre, und dennoch machten einige Meister einen so gewaltigen Eindruck auf mich, daß ich nicht mit Sicherheit zu sagen wüßte, ob in dem Sacramente noch das Brot sei, unter welchem auch der Leib des Herren wäre, oder ob das Brot aufhöre Brot zu sein, und sich in den Leib des Herren verwandle. Ich war der zweiten Ansicht, in der Meinung, die Kirche habe so entschieden, und diese Ansicht legte ich in einigen meiner Bücher nieder, wo ich sagte, das Brot höre auf zu sein, und fügte noch anderes Taugliche hinzu; doch jene Meister thaten mir ziemlich einleuchtend dar, das Brot sei in dem Sacramente vorhanden und der Leib des Herren auch. Allein ich sage lieber: „„Ich weiß nicht, was wahr ist,““ als daß ich sagte: „„Das oder das ist wahr,““ wenn sebst die Kirche noch nicht entschieden hat. Es war dies etwas Neues, was ihn Anfangs überraschte, und in Ungewißheit versetzte, bis später sein gläubiges Herz über den grübelnden Verstand siegte und jeden Zweifel vertrieb. Denn als er später, im Museumsmanuscript, wieder veranlaßt wurde, über das Altarsacrament zu schreiben, äußerte er sich: „„Angst überfällt mich und zieht mich davon ab; allein auf Gottes Hilfe bauend, lasse ich's dennoch nicht. Ich will mit den Lippen aussprechen, was mein Herz von diesem theuern Sacramente glaubt. Sollte ich etwas Unrichtiges vorbringen, so bekenn ich, daß ich nichts für wahr zu halten gedenke, als was die Gemeinde der Christen und die Schule zu Prag für wahr halten. Und ich bitte die, so verständiger sind, um gütige Belehrung, wenn ich ihrer aus Mangel an Vorsicht bedürfte, obwohl ich in dem, was ich zu glauben für recht erachte,

nicht dem ersten besten Kopfe nachgeben möchte."" (Kap. 237.) Das Manuscript ist 1399 geschrieben, wo sich die prager Schule noch nicht erklärt hatte. Wen er unter dem ersten besten Kopfe meint, liegt am Tage, nämlich einige Doctoren, welche die Lehre Wiklefs über diesen Punkt eifrig vertheidigten, und ihn selbst früher im Glauben wankend gemacht."

„Zur Schriftstellerei entschied sich Štítný erst im männlichen Alter. Sein erstes literarisches Product war eine Uebersetzung der Schrift des h. Augustin „„De conflictu vitiorum et virtutum"" (Nr. 17) und der des Bruders David aus dem Barfüßerorden „„Von den sieben Stufen des geistigen Zustandes."" (Nr. 1.) Er unterzog sich dieser Arbeit zum Nutzen seiner Kinder, wie er gleich im Anfange sagt, und vollendete dieselbe um 1370; denn schon in seinem ersten Originalwerke, den sechs Büchlein von allgemeinen christlichen Angelegenheiten, bezieht er sich an mehreren Stellen auf sie. Diese Uebersetzung war aber, wie überhaupt alle Uebersetzungen Štítný's, kein bloßes wörtliches Uebertragen aus einer Sprache in die andere; bei seinem scharfblikkenden, beweglichen Geiste konnte er sich in solche Fesseln nicht fügen, ohne hinzu zu thun und wegzunehmen, wie es ihm gut schien, und es schreiten seine Gedanken beim Uebersetzen gleichsam nur auf einem vorgezeichneten Wege dahin. Er selbst sagt von den sieben Stufen: „„Ueber das, was dem geistigen Menschen zustoßen kann, schrieb derjenige, der diese Büchlein im Latein verfaßte, gleichfalls. Allein ich werde das weniger berühren, und vielleicht zu manchem mehr Eigenes hinzugeben, als früher. Ich that dies früher nicht darum, damit ich mehr Glauben fände, sondern weil es mir für meine Kinder gut schien, und so will ich's auch jetzt thun.""

„Diese Schrift muß, wenn wir die damaligen Verhältnisse

in Betracht ziehen, bald nach ihrer Vollendung sehr verbreitet und bekannt gewesen sein. Und wie sie bei vielen beliebt ward, so stieß sie bei anderen auf Misvergnügen und Tadel; und als Štítný dessen nicht achtete, und nicht unterließ, von Zeit zu Zeit neue Schriften zu veröffentlichen, so steigerte sich das Misvergnügen bis zum Haß gegen ihn und seine Lehre. Man erkennt es daraus, daß Štítný schon in seinem ersten Originalwerke Ursache hatte, sich gegen seine Feinde zu vertheidigen, und daß man diese Vertheidigung in seinen späteren Werken stets von neuem wiederholt findet. Štítný unterscheidet zwei Arten von Feinden. Die einen waren jene, die nicht böhmisch verstanden, und die bömische Sprache nicht lernen wollten; es waren die Fremden, damals an der prager Universität sehr zahlreich, die gern im Lande auf fetten Pfründen sitzen blieben. Die anderen verstanden zwar böhmisch, und hatten nichts gegen das Böhmische, doch schien es ihnen unpassend und gefährlich, Dinge, die nach ihrer Meinung nur in die höheren Schulen gehörten, unter das Publicum zu bringen und in die Hände des gemeinen böhmischen Volkes zu geben; nebstdem tadelten viele Štítný und seine Schriften auch deshalb, weil er, ohne Doctor zu sein, über gelehrte Dinge zu schreiben wagte. Die einen verdroß daher das Böhmische; den anderen handelte es sich darum, sich das Monopol der Gelehrsamkeit zu erhalten. Die ersten bezeichnet Štítný mit dem Namen der Dummen, die zweiten nennt er die Stolzen und Neidischen. Er vertheidigt sich in der ersten Vorrede zu seinen sechs Büchlein also: „„Viele Wackere schrieben und stellten verschiedene Schriften zusammen, damit diejenigen erwärmt würden, die kalt wären, versinkend in dem Meere dieser Welt; und die alte Satansschlange spritzte das Gift des Neides auf sie, d. h., sie hatten von dem Neide der Menschen

zu leiden. Davor blieb weder Hieronymus verschont, noch Augustin, noch Gregor — wie sollte ich's! Es möchten viele die böhmischen Bücher vertilgen, und zwar nur die guten; Gedichte, die zur Unzucht reizen, feinden sie nicht an, ja sie ermuntern noch zum irdischen Genusse. Doch ist's nicht besser, auf den Burgen, oder wo immer gute böhmische Bücher zu lesen, und wenigstens in so lange Gott im Herzen zu tragen, und der üppigen Liebe, des eitlen Geschwätzes bei Unterhaltungen und des Haders zu vergessen? Auch der heilige Paulus schrieb seine Briefe in der Sprache derjenigen, an die er sie schrieb: an die Juden jüdisch, an die Griechen griechisch. Der heilige Hieronymus schrieb für alte Mütter und übersetzte die Schrift für sie aus unbekannter Sprache, indem er sagte: „„Sollen die Gemeinen nichts verstehen? Will man darum keine Brücken bauen, weil Unverständige von ihnen hinabfallen könnten?““ Daher scheint es mir ersprießlich, für Böhmen böhmische Bücher zu schreiben, worin sie über den christlichen Glauben und edle Bestrebungen belehrt würden. Und so mag mich die Schlange beißen — ich trage Späne zu gutem Feuer zusammen, um mich mit Euch zu erwärmen, und hoffe zu Gott, daß ich geheilt werde, wie andere Heilung fanden.““ Und in der zweiten Vorrede: „„Die, so die böhmischen Bücher, wenn sie gleich gut sind, schmähen, weil nur sie für Weise gelten wollen, sie mögen an Gottes Rache denken!““ Ferner: „„Die Vernünftigeren wissen, daß Gott ein Böhme ebenso werth ist, als ein Lateiner.““ Und am Schlusse des Werkes: „„Es ist sonderbar, daß manche nicht darauf sehen, ob das wahr sei, was jemand sagt, sondern nur darauf, wer es sagt.““ Auch in Nr. 10.: „„Warum doch murren die Stolzen und die Dummen, die alles schmähen, was sie nicht selbst verstehen, warum murren sie wider mich, daß ich

böhmisch schreibe? Wer weiß, für wen es einst noch ersprießlich und ergötzlich sein wird im Herrn!"" In der Vorrede zum opatowicer Manuscript: „„Warum doch schmähen manche, was ich schreibe und verübeln es denen, die darin lesen? Wenn sie meine Bücher schmähen, bevor sie dieselben lesen, so zeigen sie damit, daß sie es nicht aufrichtig meinen. Möchten sie lieber darin lesen, und wenn sie etwas Irriges finden, es verbessern; damit würde der Wahrheit gedient sein."" Und in seinem letzten Werke, dem Museumsmanuscript: „„Es giebt Leute, welche gegen mich die Zähne blecken, daß ich dergleichen Bücher schreibe. Das sind theils solche, die alles schmähen, was sie nicht selbst verstehen, theils solche, die der Neid plagt, weil nur sie für Weise gelten wollen, und die werden meine Bücher schmähen, bevor sie darin lesen."" Ferner: „„Es ist in der That für gar manche heilsam, dergleichen Bücher in ihrer Sprache zu lesen oder lesen zu hören; darum wehrt es nicht, damit allerlei Zungen Gott den Herren preisen. Hielt König Ahasverus einen Schreiber, der verschiedene Sprachen kundig sein mußte, um an die Unterthanen, an jeden in seiner Sprache, das Nöthige schreiben zu können, und erwähnt dies die Schrift, warum sollte Gott nicht den Böhmen seinen Willen in nützlichen Büchern bekannt geben?"" Und am Ende des Manuscripts Kap. 225. tadelt er abermals die Stolzen, die es ihm aus Neid verübeln, daß er schreibe, und es andern verargen, daß sie seine Werke lesen, fast mit denselben Worten, wie im opatowicer Manuscript."

„Merkwürdig aber ist, daß diese neidischen Stolzen, gegen die Štítný so sehr eifert, nicht nur ihm, sondern auch sich selbst, ein Doctor dem andern, den literarischen Ruhm misgönnten, und einer die Werke des andern nicht minder schmähte, so daß zuletzt keiner mehr von ihnen etwas Gelehrtes schreiben wollte.

Dies berührt Štítný in demselben Manuscript des Museums, in seiner Anrede an die Gelehrten, Kap. 59: „„So geschieht's, wie es der Bruder Theodoben in einem seiner Büchlein, dem Horologium sapientiae schildert, wo er sich anstellt, als ob er in der Schule viele Meister sähe und ein silbernes Schwert unter ihnen. Jeder will das Schwert haben; doch liegt jedem mehr daran, es einem andern aus der Hand zu entwinden, als es selbst zu erlangen. Dies Gleichniß tadelt die neidischen Gelehrten, von denen jeder selbst den Ruhm erlangen möchte, daß er gelehrt und geschickt sei; aber jedem liegt mehr daran, einem andern den Ruhm zu entreißen, indem er dessen verständige Vorträge oder Bücher schmäht, als selbst etwas der Art zu schaffen. Und daher kommt's,"" fügt Štítný zuletzt hinzu, „„daß die Meister dergleichen Bücher nicht gern schreiben, indem sie fürchten, daß andere sie schmähen möchten. Allein Christus sagt: „„Wenn solche schweigen, so werden die Steine schreien."" Und so schrieb Mutter Brigitta, schrieb Milič, der kein Meister war, Bücher; noch wollte der für gelehrt gelten, der diese Bücher verfaßte.""

„Die hier angeführte Stelle ist auch darum wichtig, weil in ihr Milič abermals genannt wird. Schon früher wurde darauf hingewiesen, mit welcher Begeisterung Štítný des guten Milič, des edlen Milič, des ehrbaren, treuen und wackeren Predigers gedenkt, und wie der Geist dieses Verkündigers des göttlichen Wortes in der Wahrheit und Einheit des christlichen Glaubens, der mit der heiligen Schrift in keinen Widerspruch gerieth, Štítný's Schriften durchweht; hier zeigt sich wieder, daß sich an Milič, dem Nichtdoctor, Štítný, der Nichtdoctor, ein Beispiel nimmt, und belehrende Werke schreibt, da sie die Doctoren nicht schreiben wollten. Aber noch wichtiger ist die Nach-

richt, daß derjenige, der Štítný dazu bewog, das böhmische Volk mit der Feder zu unterrichten, kein anderer, als Milič war. Diese wichtige Nachricht findet sich in demselben Manuscript des Kap. 11. wo Štítný auf ähnliche Art, wie in Nr. 4 a., von dem heiligen Paulus sagt, daß er viele geistige Kinder gehabt, die er mit gutem Beispiel, gutem Rath und heilsamer Belehrung gezeugt, und weiter sich äußert: „„Auch Priester Milič hatte ihrer,““ indem er beifügt: „„„Wäre nicht er gewesen, vielleicht würden auch all die Bücher nicht sein, die ich geschrieben.““““ Aus diesen Worten läßt sich schließen, daß zwischen Štítný und Milič eine vertraute Freundschaft bestand, woraus sich die ungewöhnliche Gedankenverwandtschaft beider und die wiederholte innige Erinnerung Štítný's an Milič leicht erklären.“

„Das zweite Werk Štítný's, sein erstes Originalwerk, waren die sechs Bücher von allgemeinen christlichen Angelegenheiten. Er verfaßte sie zunächst für seine Kinder, „„damit sie sich mit dem Lesen die Zeit verkürzen könnten, besonders an Feiertagen zu Hause im Dorfe, wo oft weder Predigt, noch Vesper sei, und damit sie nach seinem Tode ein Andenken hätten.““ (Erste Vorrede.) Ferner schrieb er sie für jedermann, der sich daran erfreuen, und sich ihrer zur Erkenntniß verschiedener Dinge, die zu verstehen einem Christen nützlich sei, bedienen wolle.““ (Schluß des Werkes.) Nach dieser doppelten Bestimmung versah er sie auch mit einer doppelten Vorrede, einer, „„an seine Kinder,““ einer andern „„an seine lieben Brüder.““ In der ersten sagt er: „„Ich schrieb zweierlei Bücher für Euch; diese ursprünglichen hier aus dem Kopfe, wie es mir gut schien, je nachdem ich wo was las oder in Predigten und von Gelehrten hörte, oder durch eigenes Nachdenken fand, was zu meinem Zwecke taugte.““ Diese

Worte stimmen ganz mit dem überein, was er in Nr. 10. sagt: „„Ich bringe hier vor, was in meinen Kräften steht, je nachdem ich wo was las oder hörte, oder durch Nachdenken fand; wenn auch nicht alles, was ich las, so doch manches."" Er giebt so selbst das Maß der Originalität an, die man in seinen nicht übersetzten Schriften zu suchen hat. „„Aber die anderen Bücher,"" erklärt er in jener ersten Vorrede weiter, indem er die Uebersetzung der Schrift des heiligen Augustin uud der des Barfüßers David meint, „„übertrug ich blos ins Böhmische, nachdem sie schon von jemand anderem lateinisch verfaßt und zusammengestellt waren, und welche dies seien, bezeichnete ich.""

„Weiter sagt er: „„Diese ursprünglichen Bücher theilte ich wieder in sechs Büchlein. Das erste handelt von dem Glaubben, von der Hoffnung und von der Liebe"" u. s. w. Man muß hier den Unterschied beachten, den Štitný zwischen „„Büchern"" und „„Büchlein"" macht. Unter den letzteren versteht er sogenannte Tractate von kleinerem Umfang, deren jedes ein eigenes Ganzes bildet; eine Sammlung Tractate für sich nennt er Bücher oder auch Band. Nachdem er so die Anzahl der Büchlein und ihren Inhalt angegeben, setzt er sogleich hinzu: „„Und füg' ich noch ein siebentes oder achtes bei, so wird es gleichfalls da sein."" In der That finden sich in diesem Bande noch zwei darüber, nämlich die „„Auslegung des Vater unser"" und der „„Stachel des Gewissens.""

„Nach einer einst auf dem achten, nunmehr auf dem zweiten Blatte verzeichneten Nachricht des Manuscripts der kaiserlichen Bibliothek, worin die sechs Büchlein enthalten sind, wurde das Werk 1376 vollendet; jedenfalls fand seine Beendigung erst nach Milič Tode statt, der am 29. Juni 1374 zu Avignon starb, denn Štitný spricht darin von ihm bereits, wie von einem

Hingeschiedenen. Bevor es jedoch Štítný anderen in die Hände gab, überreichte er es, wie schon erwähnt wurde, Meister Albrecht zur Correctur. Die Zuschrift an ihn erhielt sich, obwohl unvollständig, auf dem ersten Blatte desselben Manuscripts, und lautet also: „„Dem hochweisen und hochgelehrten Meister, Meister Albrecht, der unter den Böhmen der erste die Doctorswürde in der heiligen Schrift zu Paris erlangte, entbietet Thomas von Štítné seinen Gehorsam in allem, was die Lehre des christlichen Glaubens betrifft! Da ich den Glanz des Lichtes und der Wahrheit der heiligen Schrift schaue, der aus Dir hervorleuchtet, und weiß, daß Du weiter blickst, als ich mit meinem matten Auge zu blicken vermag — denn sonst hätten Dich die größten Meister gewiß nicht zu ihrem Genossen und zum Meister des Christenthums erhoben —: so möchte ich mich gern dem Glanze nähern mit dem, was ich in diesen Büchern böhmisch niederschrieb, theils für meine Kinder, theils für alle, die sich mit irgend einem Worte daraus zum Guten wollen ermahnen lassen. Ich leugne nicht, daß es mich Arbeit kostete, allein es schaffte mir auch viel Vergnügen; denn oftmals ruhte ich dabei von mancherlei inneren Kämpfen aus, und so glaube ich, daß ich damit auch anderen Freude bereiten werde. Ich sage, daß ich mich gern dem Lichte nähern möchte, damit das Licht zeige, ob Licht darin sei, und wäre Finsterniß darin, das Licht die Finsterniß verscheuche. Ich bitte Dich also, nimm's in Deine Obsorge; denn Dir übergeb' ich's, damit Du's besserst. Wäre irgend etwas darin, was sich mit der heiligen Schrift durchaus nicht vertrüge, besser' es in Güte und Huld, damit es durch meine Unwürdigkeit nicht anderen Schmach bringe, und zeige mir, was sich mit der heiligen Schrift verträgt, damit fremder Grimm und Neid den Muth verliere, zu schmähen,

was ein so ausgezeichneter Mann für gut erkannt. Auch wäre es ja ersprießlich, wenn Deine angeborene Sprache an Dir einen Förderer fände, und Dein Andenken bewahrte, so lange diese Bücher dauern. Irrte ich worin, weil ich ohne großes Wissen mich an sie wagte, so hoffe ich, daß ich durch Deine Weisheit aus wahrer Liebe, die über das Recht geht, geheilt werde; denn nicht Dreistigkeit, nicht Vorwitz, nicht Ruhmsucht trieb mich zu der Arbeit, sondern zweifache Liebe — —"

„Štítný selbst nennt dieses sein Werk in späteren Manuscripten „„Bücher über allgemeine christliche Angelegenheiten,"" indem er zwischen „„allgemeinen"" und „„tieferen"" oder wissenschaftlichen Gegenständen, welche er in Nr. 10. behandelt, unterscheidet. Darum schien es mir zweckdienlich, den von ihm herrührenden Titel beizubehalten, obwohl man bisher einen andern von etwas weiterem Sinn gebrauchte, nämlich „„Bücher der Christenlehre.""

„Zwischen dem J. 1374 und dem J. 1392, wo Štítný seine Sonn- und Feiertagsreden Nr. 11. schrieb, vergingen volle achtzehn Jahre. Gewiß veränderte sich in dieser Periode vieles in seinen Verhältnissen, wovon man jetzt nichts mehr weiß; soviel weiß man, daß er indessen zwei seiner Kinder verlor. Was sein Schriftstellerleben anlangt, so läßt sich wohl schließen, daß sein reger Geist nicht müßig war, ja es lassen sich mit Sicherheit einige Schriften angeben, welche in die achtzehn Jahre fallen, und der unbekannte Zeitpunkt des Todes seiner Kinder liegt wie eine Schwelle zwischen ihnen, die sie in zwei Theile scheidet und bestimmt, welche vor und welche nach ihr verfaßt sind. Es ist nicht meine Aufgabe, noch hier der Ort, jede seiner Schriften zu besprechen; ich will blos eine kurze Nachricht von ihnen liefern, und Stellen daraus entlehnen, die zur größern

Aufhellung jener Zeit und des Lebens Štitný's dienen können, insofern sie nicht schon früher, wo sich passende Gelegenheit bot, angeführt wurden."

„In die Zeit vor dem Tode der Kinder Štitný's verlege ich die erste Bearbeitung des bautzner Manuscripts oder der „„religiösen Gespräche"", wie es jetzt heißt, das aber Štitný selbst Kap. 29 „„Vertrauliche Unterredungen"" nennt Nr. 10. Dieses Manuscript besteht nämlich aus zwei, durch das Alter der Schrift und des Inhalts von einander verschiedenen Theilen, die jedoch zusammen ein Ganzes bilden. Der erste Theil, auf Pergament geschrieben, 25 Kapitel auf 78 Seiten, gehört zur ersten Bearbeitung; weil aber schon frühzeitig der andere größere Theil vermißt wurde, so ergänzte Jemand das Manuscript im XV. Jahrhundert der Art, daß er aus der zweiten Bearbeitung auf 151 Papierseiten hinzu schrieb, was dort fehlte. Der Inhalt ist eine tiefere oder philosophische Betrachtung Gottes, eine Abhandlung über die Vermittler zwischen Gott und dem Menschen, die Engel, und eine über den Menschen. In der Vorrede giebt der unbekannte Abschreiber folgende Nachricht über den Verfasser des Werkes: „„Zur Zeit des böhmischen Königs Wenzel lebte ein hochgelehrter Edelmann, Thomas von Štítné, ein guter Literat, wohlbeschaffen durch sein ganzes Leben bis in sein hohes Alter. Und während er auf seiner Burg ein gotttesfürchtiges Leben führte, verfaßte er diese Bücher in böhmischer Sprache, obwohl in Worten, die heutzutage ungewöhnlich sind, so doch in solchen, die sich in der alten böhmischen Sprache vorfinden, und die Du bei öfterem Lesen verstehen wirst. Und da er großen Verstand besaß, so spricht er auf sehr schöne und angenehme Weise, indem er das alte und das neue Testament und die heiligen Doctoren benützt. Er theilte das

Werk in drei Bücher. und an vielen Stellen, besonders im Anfange, sind gar sinnreiche und hohe Gedanken"" u. s. w. Dann kommt die Vorrede Štitný's, worin er unter anderm auch sagt: „„Ich richtete die Bücher so ein, als ob Kinder ihren Vater fragten, und als ob der Vater den Kindern antwortete."" Am Schluß der Vorrede wendet er sich wieder zu seinen Kindern: „„Und Ihr, meine Kinder, kommt und hört! Ich will Euch in der Furcht Gottes unterweisen.""

Die zweite Bearbeitung dieser Schrift fällt bereits in die Zeit, wo Štitný nur noch zwei Kinder am Leben hatte, die damals schon erwachsen waren, wie folgende Stelle beweist. S. 168: „„Kinder: Lieber Vater, Du kennst unsere Verhältnisse; theil' uns etwas mit, was uns taugen könnte. Vater: So war es, als ich diese Unterredungen zuerst schrieb; da theilt' ich Euch mit, was Euch betraf: jetzt aber will ich es nicht thun, denn Ihr steht nicht mehr in meiner Botmäßigkeit. Doch weil die drei von Euch, die wohlerzogen bereits aus dem Leben schieden, Vergnügen daran fanden, will ich Euch noch etwas mittheilen, obwohl ich diese Bücher erneuerte, damit sie, wenn gleich ursprünglich für Euch geschrieben, anderen zur Ergötzung dienten. Und so sag' ich — obwohl nicht so sehr für Euch, die Ihrs kaum nöthig habt, als für andere, ohne daß ich mich dessen zu schämen brauche, was ich für Euch schrieb — so sag' ich, indem ich manches überspringe" u. s. w.

„Eine andere interessante Stelle dieses Manuscripts ist die S. 86: „„Und so schrieben der heilige Paulus, der heilige Augustin und andere — hohe und tiefe Dinge von Gott; zuerst die griechischen Meister nach Paulus, dann der heilige Augustin mit anderen. Hierbei machte ihnen die lateinische Sprache Schwierigkeiten; doch sie bahnten sich einen Weg, indem sie die lateinische Sprache

mit grichischen Wörtern durchflochten, so daß dies den lateinischen Meistern zur Gewohnheit wurde. Freuen wir uns der Tropfen und Bissen, die von ihnen, wie von einer reichbesetzten Tafel, zu uns gelangen! Und alle Nichtlateiner bitte ich: „„Leset vorsichtig in meinen Büchern, um sie gehörig zu verstehen; streitet meiner Reden halben nicht mit den Lateinern und Stolzen““ ꝛc. Und S. 94.: „In diesen vertraulichen Unterredungen sag' ich, was ich vermag — — denn die Reden des heiligen Dionysius würden uns sonderbar und hart klingen. Ferner: „„Mir würden die Reden hart klingen, und vielleicht auch Euch, da sie in der böhmischen Sprache ungewöhnlich sind.““ u. s. w. Hieraus ist ersichtlich, wie sehr oft Štitný mit seiner Sprache ringen mußte, die an die Behandlung solcher wissenschaftlichen Gegenstände noch nicht gewöhnt war. Wer übrigens diese Schrift näher kennen zu lernen wünscht, den verweise ich an den „Rozbor filosofie Tomáše ze Štitného“ von Dr. J. J. Hanuš.“

„In dieselbe spätere Zeit fällt auch die zweite Bearbeitung der „„sechs Büchlein von allgemeinen christlichen Angelegenheiten““ oder das neuhauser Manuscript, das sich von dem ersten nicht nur durch die Form unterscheidet, indem es viele Sachen erweitert, verkürzt, oder mit anderen Worten ausdrückt, sondern auch dadurch, daß in ihm wesentliche neue Artikel vorkommen. Darunter befindet sich Štitný's letzter Wille, worin er seine übriggebliebenen zwei Kinder beim Namen nennt.

„In den Jahren 1381—1394 hatte Štitný, obwohl ohne seine Schuld, einen Proceß beim Landesgericht, was ihm, der so friedliebend war, nicht geringe Unruhe verursacht haben mochte. Er hatte nämlich 1381 sein Erbtheil zu Štitné, die Hälfte des Dorfes sammt Maierhof und Burg, einem gewissen Zbyněk verpachtet, indem er sich vierzehn Schock Groschen als

jährliches Pachtgeld bedung, welcher Contract am 9. März desselben Jahres in die Landtafel eingetragen wurde. Dies that er wahrscheinlich, um sich desto bequemer der Schriftstellerei widmen zu können. Allein Zbyněk zahlte später nicht, so daß sich Štitný, der nicht zu dem Seinigen zu gelangen vermochte, gezwungen sah, gerichtlich gegen ihn einzuschreiten. Sein Proceß kam 1390 vor den Kämmerer, aber erst 1394 am 16. Juni erhielt er sein Erbtheil zurück (Archiv český, Böhmisches Archiv, von Palacký III. 466. Prag. 1844)."

„Inzwischen schrieb Štitný 1392, wie schon erwähnt wurde, seine Sonn- und Feiertagsreden für das ganze Jahr Nr. 11., die in einem gleichzeitigen, obschon nicht vollständigen Manuscript der kaiserlichen Bibliothek vorhanden sind. Die Zeit der Abfassung ist auf dem 78. Blatte angegeben. Štitný bezieht sich darin an zwei Orten auf seine früheren Schriften, und es kommen dort aus ihnen ganz lange Stellen vor."

„Nach Vollendung dieser Arbeit schritt Štitný bald an eine neue, indem er die sechs Büchlein von allgemeinen christlichen Angelegenheiten zum dritten Male vornahm, hauptsächlich zu dem Zwecke, um seiner Tochter Anna ein Andenken zu hinterlassen. Das Werk bildet den Inhalt des opatowicer Manuscripts. S. 185 heißt es: „„Auch bei uns führte Ungerechtigkeit Unfrieden herbei. Ach welcher Unfriede entstand in Böhmen, da König Wenzel, da der junge Markgraf Prokop Ungerechtigkeit übte, bis die Ungerechtigkeit offenen Unfrieden erzeugte!"" Dies bezieht sich auf die inneren Kämpf Böhmens 1394 und 1395, wo König Wenzel in einer auf Žebrák am 30. Mai 1395 datirten Urkunde den böhmischen Herren nebst anderen Dingen auch die, worüber Štitný namentlich Klage führt, als: schlechtes Gerichtsverfahren, Unsicherheit des Eigen-

thums, Schutzlosigkeit der Waisen, abzustellen versprach. (Archiv český von Palacký I. 56. Prag. 1840.) Diese Stelle ist darum wichtig, weil sie die Zeit bestimmt, wann die dritte Bearbeitung vor sich ging. Da nämlich in demselben Manuscript S. 252 auch die Stelle vorkommt: „„Ach schon steh' ich im siebenzigsten Jahre,““ so folgt daraus, daß Štítný um das Jahr 1325 geboren wurde. Uebrigens verspricht er seiner Tochter in dem besagten Manuscript noch mehrere andere Werke und zeigt darin, daß er sich auch mit Wortetymologie beschäftigt habe.“

„Im Jahre 1399 machte sich Štítný an die vierte Bearbeitung der sechs Büchlein, und zwar nicht mehr für seine Kinder, sondern für Jedermann, der in ihnen zu seinem Nutzen und seiner Ergötzung lesen wolle. Dieses Werk, das in einer aus dem XV. Jahrhundert rührenden Abschrift im böhmischen Museum bewahrt wird, ist das gründlichste und reifste von allen Werken Štítný's, der damals freilich schon vierundsiebenzig Jahre zählte. Indem er seine früheren Schriften mit kritischem Geiste durchmusterte, manches daraus kürzte, manches deutlicher darstellte, und nebstdem viel interessantes Neues hinzufügte, theilte er das Werk in 15 Büchlein und diese in 261 Kapitel. In der Vorrede, die fast mit denselben Worten beginnt, wie die erste Bearbeitung, sagt er: „„Ich schrieb für meine Kinder in böhmischer Sprache verschiedene Büchlein, damit sie, falls ich stürbe, bevor sie heranwachsen, etwas von mir besäßen, wornach sie Gott immer besser erkennen lernten. Und als ich so von verschiedenen Gegenständen in der heiligen Kirche und von vielen wissenswürdigen Dingen schrieb, damit sie ihr Sinnen und Thun nach Gottes Willen einrichteten, und zur Liebe Gottes und zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit begeistert würden,

und da meine Bücher bei so Vielen Beifall fanden: so stellte ich daraus drei Bände zusammen. Dies wird der erste sein: vollend' ich ihn, so hinterleg' ich, was in ihm sein wird. Zwei Bände machte ich aus den Sonn- und Feiertagsreden für das ganze Jahr, indem ich den zweiten dort anfing, wo der erste aufhörte."" Und weiter sagt er: „„Oftmals ruhte ich von innerem Kampfe und schwerem Bangen aus, während ich diese Bücher verfaßte, und so hoffe ich, daß ich mit ihnen auch Anderen Freude bereiten werde; denn ich weiß, daß der heilige Augustin, als er von vielen Büchern redet, also spricht: „„„Ich habe gesehen, o Herr, daß diese Wälder ihre Hirsche haben werden, die darin weiden, und gern in ihnen ausruhen werden, Deine Worte in ihren Herzen wiederkäuend."'" Das war's was mich zu schreiben trieb.""

„Ich will noch einige interessante Stellen anführen, besonders solche, die sich auf die damaligen, jetzt wenig mehr bekannten Sitten und Gewohnheiten beziehen: Kap. 5. „„Es giebt auch Männer, die sich um Frauen bewerben, weil sie durch sie ihren Nutzen suchen, so wie es der Prophet rügt: Sie verkauften eine Magd u. s. w. Ein Gleiches thun sie, wenn sie in der Absicht schöne und gefällige Frauen zu bekommen streben, damit ihr Haus recht besucht werde, und wenn sie ihnen bei ihren Buhlschaften durch die Finger sehen, damit die Frauen von ihren Buhlen reich beschenkt würden. Doch welche Schmach wenn sie einst schamlos auf ihre Buhlen weisen, da sie bereits ungescheut in Gesellschaften davon sprechen!""

„Kap. 17. „„„Sieht wer eine Jungfrau oder Wittwe, deren Sinn auf Vergnügungen, auf weltlichen Tand, auf schöne Gewänder und Putz gerichtet ist, die nur sucht, wie sie ihre Hände weich, ihre Wangen jung, ihre Haare schön erhalten könnte,

die artige Rosenkränzchen wünscht, die nach nichts, als nur nach Annehmlichkeiten begehrt: so merk' er sich, daß sie nichts tauge, daß sie blos dem Auge des Leibes zu gefallen strebe, und deshalb ihre Reize zur Schau trage.""

„Im Kap. 67. giebt Štítný weit bestimmter, als in der ersten Bearbeitung, die damaligen Einkommensquellen der Herren an: „„Zinsen, Mauth, Marktgeld, Umgeld, Braupfannen geld, Geldstrafen, Beisteuern, Ehrengeschenke, Heimfall, verlassenes Gut, Abfahrtsgeld, Rückgabsgeld.""

„Im Kap. 69. wo er von König Wenzel und dessen Ungerechtigkeiten spricht, ertheilt er die Lehre: „„Habt ihr künftig einen König zu wählen, so wählt vorsichtig! Denn sobald er gewählt und gekrönt ist, ist es schwer ihn zu verstoßen."" Aus dieser Stelle, sowie aus anderen schon angeführten, erhellt, daß auch Štítný kein besonderer Freund des Königs Wenzel war."

„Kap. 73.: „„Auch die Bauern lockt der böse Geist zur Unordnung, und zwar sehr, da er ihre Einfalt wahrnimmt: zu Quacksalberei, zu allerlei Aberglauben, zu unvernünftiger Hoffart, zu Hader und Trunkenheit und zu verschiedener Unordnung grober Art, wofür sie hart zu büßen haben werden, wenn sie ihre unvernünftige Hoffart in Schenken, auf Kirchweihfesten, in Röcken, mit Schwertern und eisernen Handschuhen voll närrischen Hochmuths zeigen, vergeudend, was sie schwer erworben.""

„Kap. 77. „„Der Würfelspieler verflucht sich selbst und seine Mutter. — Würfelspieler schlafen den ganzen Tag, und kommen des Nachts zusammen.""

„Kap. 108. „„Jener, der jetzt den Kopf so hoch trägt, wird, bis er arm ist, überfroh sein, wenn ihn ein reiches altes Weib heirathet.""

„Kap. 137. „„Es beginnt nun das tausendvierhundertste Jahr, seit der Erlöser geboren ward.““ Hiermit wird die Zeit bestimmt, wann das Werk verfaßt wurde.

„Kap. 183. „„Ich erinnere mich an einen Greis, der ein deutsches Verslein wußte: „„Einst hatt' ich frohen Muth, doch hatt' ich kein Gut. Jetzt hab' ich Gut, doch keinen frohen Muth.““

„Kap. 203. „„Wie denkt der Sachspieler, selbst wenn er eine Figur schon aufhebt, noch lange nach, wohin er sie ohne Gefahr stellen könnte!““

„Kap. 215. „„Spannst Du eine Saite auf der Geige höher, mußt Du sie auch auf der Laute höher spannen.““

„Kap. 223. „„Es giebt Niemanden, der einem angeborenen Wahrheitsgefühle gemäß nicht etwas für Gott hielte, und ihm nicht Ehre bezeigte. Ein kleines Kind wird, wenn es den Mond ansieht, den Mond Gott nennen.““

„Kap. 224. „„Auch die sündigen wider das Gebot, die sich mit Hexerei und Zauberkünsten befassen und die Teufel mit allerlei Tand und Popanzen ehren, um ihre Absicht zu erreichen; auch die, so sich dem Wahn der heidnischen Sternseher ergeben, und im Monde, in den Sternen, und in jenem Theile des sichtbaren Himmels, welcher Zodiak heißt, lesen, um einen Wandel ihres Schicksals zu erzielen, oder einer Krankheit los zu werden, und die den Löwen, den Krebs, den Stier oder ein anderes Zeichen des Zodiaks in Gold oder Messing prägen, um es am Halse zu tragen oder daraus zu trinken.““

„Wann Štitný seine übrigen Schriften verfaßte, läßt sich nicht mehr bestimmen. Aus allem erhellt, daß er ein vor anderen seiner Zeitgenossen erleuchteter und gelehrter Mann war, obwohl er bei jeder Gelegenheit höchst bescheiden von sich

urtheilt. „„Wägt nicht zu sehr meine Worte,“ “ bittet er seine Leser in der zweiten Vorrede zu den sechs Büchlein, „„sondern achtet auf das, was ich sagen wollte; denn meine Worte sind nur das Holz an der Weinrebe.““ Und am Schlusse der sechs Büchlein. „„Nicht darum schrieb ich diese Bücher, damit jedes Wort gewogen würde, wie die Worte der Bücher, die zur Erklärung der Bibel dienen; sondern wen der Sinn der rechte dünkt, der halte sich an ihn, bis ihn diejenigen besser belehren, die zu lehren befugt sind.““ Bei all dem waren ihm seine Arbeiten ungemein werth und theuer; dies geht aus dem hervor, was er in Betreff derselben seinen Kindern in seinem letzten Willen befiehlt: „„Wären sie nicht alle auf Pergament geschrieben, so laßt das veranstalten mit guter Schrift!““ Der Abschreiber des bautzner Manuscripts bezeugt von ihm, „„er sei durch sein ganzes Leben bis in sein hohes Alter wohlbeschaffen gewesen,““ und fügt hinzu: „„daß er auf seiner Burg ein gottesfürchtiges und stilles Leben geführt,““ was mit Štítný's eignen Worten in der ersten Vorrede zu den sechs Büchlein übereinstimmt, wo er seine Heimath ein Dorf nennt, „„zu Hause im Dorfe, wo oft weder Predigt noch Vesper,““ obwohl er deshalb immer, besonders in seinen jüngern Jahren, häufig in Prag geweilt haben konnte. Daß er außer seiner Burg und seinem Dorfe, woher er sich „von Štítné“ nannte, noch andres Besitzthum gehabt, ist aus guten Gründen sehr zu bezweifeln. Sein Familienwappen war ein senkrecht stehender silberner Pfeil in rothem Felde. Wann Thomas von Štítné gestorben, ist unbekannt. Noch viele Jahre vor seinem Tode machte er sein Testament, und setzte es auch in die zweite Bearbeitung der sechs Büchlein; in demselben bestimmt er seinen Sohn Jan zum Erben, und weist seiner Tochter Anna eine

Apanage an, so daß das Vermögen ungetheilt beisammen bleiben sollte. Dieser Sohn Jan kommt später zwei Mal in den Urkunden des Archiv český von Palacký vor; ein Mal unter jenen böhmischen und mährischen Herren, die am 2. Sept. 1415 an die Väter des Concils zu Constanz ein Schreiben abschickten, um für M. Jan von Husinec und M. Hieronymus zu bitten; das andre Mal am 25. Mai 1434 als Zeuge bei einem Vermächtniß."

Würdigung Štitný's.

So viel K. J. Erben über Štítný in seiner Einleitung zu den „Knižky šestery o obecných věcech křesťanských," wobei zu bemerken, daß die Herausgabe des Werkes nach dem ältesten Manuscript oder der ersten Bearbeitung, mit Benützung jedoch der übrigen drei Manuscripte oder Bearbeitungen, veranstaltet ist.

1) Schon aus Erbens Schilderung und den von ihm gebotenen Stellen treten mehrere Vorzüge der Schriften Štitný's deutlich hervor. Für einen dieser Vorzüge erkenne ich den Werth des Charakters, der Persönlichkeit des Schriftstellers, seiner Subjectivität. Ueberall begegnet uns bei aller Bildung, ja wahrhaften Gelehrsamkeit, die lautere, reine, unverdorbene Natur, die sich aufrichtig und treuherzig gerade so giebt, wie sie ist, und durch ihre Schlichtheit und Einfachheit nur um desto größer erscheint. Das erquickt in unserer durch die conträren Eigenschaften markirten Zeit, wie ein frisches Flußbad in heißem Sommerbrand. Und obwohl wir es mit einem ernsten, tiefen Denker zu thun haben, so fühlen wir doch ein warmes Herz in jedem Buchstaben schlagen. Er ist

ein zärtlicher Sohn und Enkel, Gatte und Vater, Bruder und Freund. Wie dankbar erinnert er sich an seine Aeltern, daß er zuerst durch sie in die heilige Schrift eingeführt wurde! Mit welchem Vergnügen gedenkt er seiner Großmutter, der seelenguten, ehrbarschlichten Frau, wie er sie nennt! Nicht leicht kann ein Gatte das Andenken seines Weibes schöner feiern, als Štitný an der bewußten Stelle seinen Kindern gegenüber. Und wie bezeichnend, daß er in dem verzierten Anfangsbuchstaben des neuhauser Manuscripts als Lehrer seiner Kinder abgebildet ist! Zunächst für seine Kinder, die ihm übrig gebliebenen theuern Pfänder seiner Liebe, schreibt er ganze Werke, ihrer Erziehung widmet er sich unermüdet. Er ist auch für seine Schwester besorgt, und an wen er sich als Freund angeschlossen, für den tritt er gegen eine ganze Welt von Widersachern muthig in die Schranken. Wie begeistert vertheidigt er Milič von Kremsier, den ihm stammverwandten Slawen, wie begeistert aber auch Konrad Waldhauser von Oesterreich, den Deutschen, denn von kleinlichen Nationalantipathien wußte Štitný's große Seele nichts, so sehr sie voll war von der Liebe zum böhmischen Volke. Es ist begreiflich, daß ein Mann, der im engern Kreise der Familie und Freundschaft so ächt, treu und dauernd zu lieben verstand, dies auch im weitern Kreise traf, mit Beziehung auf sein Volk, auf die Menschheit überhaupt. Nicht aus Dreistigkeit, nicht aus Vorwitz, nicht aus Ruhmsucht, von keiner der schlechten Triebfedern bewegt, von denen sich Schriftsteller so häufig zum Schreiben drängen lassen, sondern aus Liebe zu seinen Kindern, aus Liebe zu seinem Volke, der guten, ihm heiligen Sache wegen griff er zur Feder. Er war Patriot im edelsten Sinne des Wortes. Fest überzeugt, daß den Menschen das wahre Heil nirgend anders woher, als aus dem mit Herz und Kopf gehörig

verdauten christlichen Glauben kommen könne, und die unheildrohenden Gebrechen seiner Zeit mit klarem Auge durchblickend, kannte er, obwohl ein bloßer Laie, nichts Angelegentlicheres, als sein Volk in diesem beseligenden Glauben zu unterrichten. Freimüthig und unerschrocken schrieb er, jedoch mit einer Leidenschaftslosigkeit und Mäßigung, die ihn schon über sein Jahrhundert, vollends über das nachfolgende hoch erheben. Er war sich seiner innern Kraft, seines Werthes wohl bewußt, und nicht dem Urtheil des ersten Besten unterwarf er sich; gleichwohl war er vor dem rechten Richter die leibhaftige, von Stolz und Hochmuth weitentfernte Bescheidenheit, ja er suchte Rath und Belehrung, da ihm nicht an sich, sondern an der Wahrheit lag. Es rann kein böser Tropfen in seinem sittlich durch und durch gesunden Blute, das überhaupt keinen Krankheitsstoff enthielt, wenn etwa nicht ein Spötter seine Frömmigkeit und moralische Strenge Schwärmerei und Ueberspanntheit schelten will. Stärke und Zartheit, Ehrfurchtgebietendes und Zutraueneinflößendes verschmolzen in seinem Wesen. Er gleicht einer Alpe, die sich mit freundlichen Aeckern, Gärten und Wohnhäusern an die Erde anschließt, während sie sich mit ihrem erhabenen Gipfel dem Himmel vermählt. Besäßen Štítný's Schriften keinen andern Vorzug, als den, daß sich in ihnen sein gehaltvoller Charakter ungetrübt spiegelt, so wären sie unschätzbar, und es läßt sich einem Schriftsteller, da sich seine Gebrechen und Fehler wider Willen in seinen Werken verrathen, wie objectiv er sie einrichten mag, eine heilsamere Weisung ertheilen, als die: Suche, daß du erst selbst etwa Tüchtiges sei'st!

2) Ein zweiter der schon aus Erbens Darstellung resultirenden Vorzüge der Schriften Štítný's ist ihre historische Bedeutung. Štítný lebte in einer bedeutungsvollen Zeit,

wo unter Carl IV. eine neue Epoche der Blüthe in Böhmen anbrach, und die prager Universität gegründet wurde, die Tausende von Fremden aus allen Weltgegenden in die Hauptstadt lockte; wo aber auch Wiclefs Lehre aus England nach Böhmen kam, und sich allmälig der furchtbare Vulcanausbruch vorbereitete, der später ganz Europa in Bewegung setzte. Zudem stand Štitný mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Berührung, unter welchen nebst Milič von Kremsier und Konrad Waldhauser von Oesterreich auch Mathias von Janow, Meister Albrecht, Meister Adalbert ausdrücklich genannt werden. Štitný selbst aber war unstreitig einer der größten Gelehrten seiner Zeit, bewandert trotz jedem Theologen in dem alten und neuen Testamente, in den Kirchenvätern und anderen Interpreten der Schrift, aus den Vorträgen der scholastischen Philosophie mit Aristoteles, Plato, Cicero, Seneca bekannt, so wie seine Werke darthun, daß er sich mit Sprachkunde, Rhetorik und Aesthetik, Geschichte und Naturwissenschaft so gründlich beschäftigt habe, als es der damalige Stand der Wissenschaft erlaubte. Er ist also ein Repräsentant der Gelehrsamkeit, die damals in Böhmen, hauptsächlich in Prag, zu finden war, und wir vermögen von ihm auf sie zu schließen. Allein was das Wichtigste, so bearbeitete Štitný in seinen Schriften vornehmlich das Feld der Ethik, und schilderte seine Zeit, die er mit dem Auge eines Menschenkenners aufmerksam und scharf beobachtete. Die in dieser Beziehung von Erben gebotenen Stellen sind nur Tropfen aus einem Meere, und es ließe sich mit solchen Stellen ein eigener Band füllen, indem sämmtliche Arbeiten Štitný's mit Schilderungen durchflochten sind. Wer daher ein Charaktergemälde jener Zeit aus dem damaligen Culturzustande, aus den damaligen Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen entwerfen wollte, für

den wäre das Studium Štítný's, die Benützung desselben, als einer schätzereichen Fundgrube, unerläßlich.

3) Für einen dritten jener Vorzüge erachte ich den Umstand, daß Štítný als Gelehrter und Denker in der Sprache seiner Nation schrieb. Die böhmische Sprache hatte zwar damals einen bedeutenden Grad der Cultur erreicht, doch mehr in der Poesie, als in der Prosa. (S. meine Blicke über das böhmische Volk, seine Geschichte und Literatur.) In der Prosa, die Bibel, Geschichte und das von jeher mit Vorliebe gepflegte Recht ausgenommen, übte das Latein despotische Gewalt. Datiren ja doch selbst die ersten geschichtlichen Urkunden in böhmischer Sprache erst aus der Zeit des Luxemburgers Wenzel! Štítný wagte es zuerst, die Sprache seiner Nation sogar bei subtilen metaphysischen Untersuchungen anzuwenden, nicht dem Latein als solchem, sondern den Usurpationen des Lateins gegenüber; er wagte es, trotz den Anfeindungen, die er deshalb, wie wir aus seiner Biographie kennen, zu erleiden hatte, und zwar, weil er das Wissen nicht als Monopol einer Kaste behandelt haben, weil er seine Landsleute um die ihnen angemessene Bildung und Aufklärung nicht bevortheilt wissen wollte. Daß dasjenige, was er so in der besten Absicht auf den Altar des Vaterlandes legte, später nicht gehörig gebraucht, ja vielleicht misbraucht wurde, dafür konnte er nicht. Jedenfalls löste er eine Lebensfrage seiner Nation; denn wohin müßte es am Ende mit einer Nation kommen, wenn ihre Sprache nicht auch zu wissenschaftlichen Zwecken taugte? Štítný aber legte für die böhmische Sprache ein glänzendes Zeugniß ab, ein Zeugniß, das noch heutigen Tags, nach fünfhundert Jahren, in die Wagschale fällt. Gleichwohl ist es fern von mir, zu behaupten, er habe eine wissenschaftliche Sprache fertig geschaffen; ich will ihn zu keinem

Jupiter machen, aus dessen Haupte urplötzlich eine bewaffnete Minerva hervor gesprungen wäre. Er gesteht, wie wir gehört haben, selbst die sprachlichen Schwierigkeiten, mit denen er zu ringen hatte; auch war zu seiner Zeit das Denken der Menschheit überhaupt mit poetischem Gefühl zu sehr verwoben. Genug, daß er zeigte, was die böhmische Sprache vermöge, daß er die Bahn der Entscheidung brach.

4) Ich gehe nun zu dem vierten Vorzuge der Štítný'schen Schriften über, auf den Erben gleichfalls hinweist, ich meine ihren religiös-philosophischen Werth. Doch bemerke ich, daß ich hierbei nur Hauptsachen besprechen, und mich nicht in's Einzelne einlassen werde; ein minutiöses Eingehen scheint mir nicht geheuer, bevor von Štítný's Werken nicht noch mehr — besonders das von Palacký in der neuesten Zeit zu Paris entdeckte Manuscript, das eine neue Bearbeitung von Nr. 10 enthalten soll — verlässig redigirt und durch den Druck veröffentlicht ist. Auch gedenke ich, da es hier zu weit führen würde, und die allseitig sichere Unterlage fehlt, weder den schon mehrmals erwähnten „Rozbor filosofie Tomáše ze Štítného“ von Dr. J. J. Hanuš, noch den Artikel von Dr. Čupr „Tómy ze Štítného význam ve filosofii“ (Des Thomas von Štítné Bedeutung in der Philosophie) in der böhmischen Museumszeitschrift 1847 S. 249 — 276 zu kritisiren, sondern will mich begnügen, meine Ansichten einfach hinzustellen, indem ich versuchen werde, sie so gut zu begründen, als ich nach den vorhandenen Hilfsmitteln vermag.

A.

Wir müssen zuerst die Ideen ins Auge fassen, von denen Štítný ausgeht, auf die er alles zurückführt, die seiner Ideenwelt zur Basis und zu Pfeilern dienen. Es sind folgende:

a) Der Glaube das Fundament von allem. Der Mensch muß glauben, um zum Wissen zu gelangen. Ohne den rechten christlichen Glauben ist kein rechtes Wissen möglich. Mit dem Glauben muß der Mensch beginnen, an ihn ist er seiner ganzen Beschaffenheit nach gewiesen; aber er soll von ihm zum Wissen fortschreiten, obwohl er ihn nie entbehren kann, da er nur immer mehr und mehr, nie alles, zu wissen vermag, und das volle Wissen nur in Gott ist. Die geoffenbarte christliche Religion ist ein Inbegriff der bedeutungsvollsten, inhaltsschwersten Denkaufgaben, ihre Lösung zu versuchen des Menschen höchstes, wichtigstes Geschäft; ob er sie richtig gelöst, dabei hat ihm die Offenbarung selbst, die in der Kirche fortwährt, als Richtschnur zu dienen, von der er durchaus nicht abweichen darf. In diesem Sinne äußert sich Štítný in Nr. 2: „Die Schrift sagt: „„Ohne Glauben ist's unmöglich, Gott zu gefallen,““ wie's unmöglich ist, ein Haus zu bauen ohne Grund. Wer darum haben will ein festes Haus, muß früher legen einen festen Grund. Und soll wo Obst gedeihen, aus der Wurzel muß es hervorgehen, und ist gleich die Wurzel für sich nicht schön, die ganze Schönheit des Stammes und des Obstes Güte gehen doch aus ihr hervor. So könnten, wäre der Glaube nicht, auch andere Dinge nicht zum Heile dienen, und ohne Glauben wäre kein einziges gut; denn der Glaube ist der Grund, die Wurzel alles Guten, wenn er gleich so sichtbar nicht in seiner Schönheit, und ohne ihn kann's keine Hoffnung, ohne ihn keine Liebe geben. Wer

sollte auf etwas hoffen, wenn er zuvor nicht glaubte, daß es künftig sei, und glaubte er nicht daran, wie könnt' er's lieben? Darum rufen in der ersten Stunde schon die Priester laut mit heller Stimme: „„Wer selig sein will, muß vor allen Dingen den allgemeinen Christenglauben haben,““ so wie geschrieben steht: „„„Wenn Ihr nicht glaubet, könnt Ihr nicht verstehen.“““ Wie sonderbar, daß manche das nicht glauben wollen, was sie nicht mit ihrem Geist erfassen können, und doch muß jeder, ob er wolle oder nicht, bei allem, was er lernt, bei jeglichem Geschäfte etwas glauben, eh's zu begreifen sein Verstand vermag! Weiß jemand, wer sein Vater ist, ohne daß er glaubt? Und wollte wer nichts glauben, der könnte ja nicht einmal reden lernen. Darum ist's gewiß und ausgemacht, daß jeder, ob er wolle oder nicht, gar vieles glauben muß, und muß er dies, warum wollte er nicht also glauben, wie es der Christenglaube lehrt, da dieser nichts Böses lehrt, sondern nur das, was gut und recht, und alles Böse tadelt — da er der allerbeste Glaube ist? Darum laßt uns festhalten an diesem Glauben und uns Gott preisen, daß wir ihn haben; denn was wir hier glauben, das werden wir, wenn wir auf falsche Wege nicht gerathen, einst dort erschauen in seinem vollen Licht.“

An bloßem Wortglauben ist Štítný nicht genug; er fordert, daß der fähige Christ seinen Glauben gehörig verstehe, und unermüdlich durchforsche, um Gott, als den höchsten Gegenstand des Glaubens, immer besser zu erkennen und inniger zu lieben: „Ich widerspreche nicht,“ sagt er in Nr. 10, „daß Schlichte, daß Unbegabte mehr zum Heile nicht bedürfen, als nur einfach so zu glauben, wie es der Kirche heiliger Mund gebeut. Doch wer da liebt, und wenn sein Geist die Gabe hat, denkt des Geliebten gern, und redet oft davon mit Lust und Freude;

vor allem, was zum Preis und Ruhme dient des theuren Gegenstandes, hört er gern, und fragt, wie mächtig er und gut und weise, und hört das Lob, und spricht und überlegt, bis er das Theure mehr noch liebgewonnen, in seiner Liebe festgewurzelt ruht. O wie viel haben nicht zu Gottes Ruhme gesprochen all die Herrlichen, die für ihn freudig in den Tod gegangen!" Das Studium der Religion erklärt er in Nr. 6 a, als er die Gelehrten anredet, für das erste und wichtigste: „Darum sollen die, die schon von Kindheit an nach Weisheit dürsten, nach solcher Weisheit trachten, wodurch sie mit den kenntnißreichen, wahrhaft verständigen Engeln verbunden bleiben, nicht deshalb, um Lob und irdische Ehre zu gewinnen, sondern um zu erkennen Gott, um Gott Anderen zu verkünden, und für die Wahrheit in den Kampf zu gehen. Gar sehr vonnöthen sind Meister in der Schrift, damit der Menschheit Heil gewahret werde, und sie nicht falle in Irrthum und in Wahn. Darum ruft David: „„Verdorben wär' ich längst in meiner Unwissenheit, hätt' ich nicht fort und fort erwogen im Geiste dein Gesetz"" und ferner: „„Die weise sind in Gott, sie werden wie die Sterne am Himmel strahlen."" Das Studium der Religion soll sich aber nach ihm nicht darauf beschränken, daß man blos wisse, was man glaube, sondern es soll sich auch mit den Gründen des Glaubens befassen. Ueberall sucht Štítný nach Gründen, wenn er sich gleich nicht in scharfe Bestimmungen und haarfeine Zergliederungen von Begriffen einläßt, um zu den Gründen der Gründe bis zu den letzten zurück zu gehen. Wie gut er gleichwohl zwischen den Gründen unterscheidet, zeigt sich besonders in dem ersten Theil von Nr. 10, den er ganz der Betrachtung von Gottes Eigenschaften widmet. „Nicht läßt sich der Verstand darin beirren, daß Gott ist," sagt er dort, „denn

nichts hat selber sich erschaffen, und ob sie Heiden, ob sie Juden, Christen, ob Ketzer oder Philosophen sind, sie halten alle etwas für Gott. Doch was Gott sei, das ist eine lange, eine hohe Frage." Nun geht er daran, Gottes Eigenschaften darzuthun. Er schöpft seine Beweise zuerst aus der Offenbarung: „So laßt das Wort uns hören, das Gott sprach, als Moses er entsandte zu den Juden. Der fragte: „„Wer bist du Herr? Was soll antworten ich, wenn sie mich fragen, wer mich gesandt?"" Gott sprach: „„Antworte ihnen: „„Ich bin der, der ich bin,"""" der ist's, der mich zu Euch gesandt." Und Sanct Bernardus fügt hinzu: „„Es giebt kein Wort, das besser taugte zu künden, was Gott sei, als daß er ist."""" Und nun erklärt Štitný, unter Gott das allein vollkommene Wesen begreifend, daß man von Gott eigentlich schon alles behauptet habe, wenn man blos behaupte, daß er sei, weil ja in dieser Behauptung (jenem Begriff zu Folge) auch liege, daß er groß, gütig u. s. w. sei, folgert hieraus, Gott sei auch der Anfang von allem, und der Welterhalter und Weltregierer, von Ewigkeit bestehend, ohne sich zu verändern, ohne einen Raum einzunehmen, wenn er auch überall sei und alles mit seinem Wesen gleichsam erfülle, und schließt: „Darum könnt Ihr nichts Größeres denken, als ihn, als Gott, und ob sich Euer Geist das Herrlichste, das Höchste dächte, sagt nicht, daß Gott geringer sei; ja welches Höchste Ihr Euch ausersinnet, behauptet nicht, daß Gott dies sei, daß Gott so sei, o sagt vielmehr, daß Gott noch weit darüber reiche, denn das Unmöglichgroße nur, dies etwa könnte größer sein, als Gott. So ehrt denn Gott in eurem Herzen, und immer denkt, daß, was und wie Gott sei, wir nicht erfassen und begreifen können." Man sieht daß Štitný nicht weit davon war, den Grundbegriff Gottes, als eines Wesens, das keinen

Grund in einem andern hat, aufzustellen, woraus sich dann das Uebrige consequent hätte ableiten lassen, allein er geht nicht so weit. Aber auf die aus der Offenbarung geschöpften Beweise beschränkt er sich nicht; er weiß seine Argumente auch anders woher zu holen. Er blickt auf das Geschaffene, auf die Welt; an die Pforten der Naturwissenschaft klopft er an, die jedoch zu seiner Zeit freilich noch fest verschlossen waren. „Die Welt ist,“ sagt er, „wie ein Buch, das von der Hand, ich meine von der Macht und Weisheit Gottes ist geschreiben; ein jegliches Geschöpf ist wie ein Wort in diesem Buche, das Gottes Macht und Weisheit zeigen soll. Da kommt denn, wie es zu geschehen pflegt, der eine, sieht das Buch und blickt hinein, doch was ein jedes der geschriebenen Worte bedeute, weiß er nicht; ein zweiter kommt, und lobt das Aeußere des Buches, wie prächtig es eingebunden, und ein dritter preist die gute Schrift: der geistige Mensch allein versteht den Sinn, der in den Worten waltet.“ Und nun thut er Gottes Allmacht dar: „Wollt Ihr seine Allmacht Euch vor die Seele führen, so bedenkt, welch großes Ding es sei, alles aus nichts zu machen! O welcher, welcher Geist vermag's zu fassen! Ist's kleine Macht, das kleinste Ding aus nichts zu machen? Und dünkt Euch klein die Macht, erwäget, was nichts, was etwas sei! Wie weit, wie ganz verschieden von einander! Doch ist es große Macht, ein einzig Ding, das kleinste nur aus nichts zu machen, wie groß muß jene Macht sein, die so Großes, so Vieles, und aus nichts gemacht!“ Hierauf weist er auf die Himmel, deren man zu seiner Zeit eilf übereinander annahm, so wie man sich die Erde zunächst vom Wasserkreise, dann vom Luftkreise, dann vom Feuerkreise umgeben dachte; weist auf die zahllose Menge der Geschöpfe auf der Erde, im Wasser und in der Luft, mit ihren Verschiedenheiten, auf die

Eigenschaften der unzählbaren Dinge in der Schöpfung nach drei Dimensionen u. s. w. Ferner thut er Gottes Weisheit dar: „Gott ist auch weise! In dem Schmuck, der Schöhnheit der Schöpfung stellt sich seine Weisheit uns deutlich dar, daß wir sie schauen können. Wie ist es süß und angenehm, darüber nachzusinnen! Darum singt David schon: „„O Herr, ich habe dich liebgewonnen in dem, was du gemacht, und an den Werken deiner Hände entzück' ich mich!"" Und nun schildert er, freilich nach Ptolemäischen Ansichten, die in der Welteinrichtung herrschende Zweckmäßigkeit und entwirft ein Bild der Welt, so wie des Menschen, als der Welt im Kleinen, mit Zügen, die noch heutigen Tags auf kein fühlendes Gemüth ihre Wirkung verfehlen können. Er thut auch Gottes Güte dar: „Gott ist auch gütig! O auch seine Güte und Huld und Liebe zeigt in allem sich, was da erschaffen um und um. Denn seinetwegen hat er nichts erschaffen, er konnte ohne alles in sich selbst stets glücklich, selig sein; doch da er sah, durch seine Güte könnten Geschöpfe aller Art, jedwedes nach seinen Fähigkeiten, glücklich werden, schuf er, was ist, und erhält es durch seine Huld und Liebe und Güte. Und daß er alles ordnet, alles so weise richtet, ganz besonders zum Frommen der vernünftigen Geschöpfe, zu ihrem Heile und Gedeihen, zeigt dies nicht seine übergroße Güte?" Merkwürdig ist hierbei der vierfache Nutzen, den nach Štítný's Ansicht der Mensch aus den erschaffenen Dingen zieht: „Die einen, sagt Štítný, „sind uns so nothwendig, daß wir nicht ohne sie zu sein vermöchten, und deren gab uns Gott in größter Fülle; die andern sind uns angenehm, so daß auch ohne sie wir leben könnten; in wieder andern suchen wir des Angenehmen mehr nicht, als die Schönheit; und wieder andre sind uns kostbar blos durch ihre Seltenheit, so daß wir sie recht leicht entbehren können, wie theure

Kost und Edelsteine, und silbernes und goldenes Geschmeid." Und nun folgert er: „Darum setzt der Weise nicht sein Heil in den Besitz so kostbarseltner Dinge; er liebet seinen Gott, und misset gern, was nicht nothwendig ist, wodurch oft stolze Hoffart kund sich giebt; und wenn er es auch genießt, genießet er's, als ob es nicht vorhanden wäre." Dies ein Beispiel von Štitný's Beweisführung. Seine Betrachtung von Gottes Eigenschaften schließt er, indem er das Bewiesene kurz wiederholt, mit einer Art Hymnus auf Gott.

Obgleich sich aber Štitný, besonders in Nr. 10, an die geheimnißvollsten Fragen des Christenthumes wagt, wie an die Lehre von der Dreieinigkeit, wo er jedoch nicht weiter gelangt, als zu einer Vergleichung der drei göttlichen Personen mit den drei von ihm angenommenen Hauptkräften im Menschen, Seelenleben, Denken und Begehren: so darf man ihm dies in keiner Weise übel deuten. Es entspringt bei ihm aus Grundsatz, aus der Ueberzeugung, daß es Pflicht des Christen sei, über seine Religion bis in ihre tiefsten Tiefen nachzudenken, um sie so gut, als nur möglich, zu begreifen, und er erkennt dabei eben so sehr die Schwere der Aufgabe, als das Unvermögen des Menschen. „Nicht vermögen wir," sagt er eben dort in Nr. 10, mit Bezug auf Gott, „in jene Klarheit zu schauen der göttlichen Natur, in jenen geistigen Glanz von innrem Lichte, in dem Gott strahlt unnahbar, zugangslos." Und weiter: „In seine Herrlichkeit verschlossen, ragt er so weit hin über unsern Geist, daß wir ihn zu erreichen nicht vermögen. Und wie spricht Gott durch des Propheten Mund? „„Wie meine Himmel über eure Erde, so meine Wege über eure Wege, mein Denken über eueres erhaben."" Ferner vom Menschen: „Seit er in Sünde fiel, ist sein Verstand erblindet; im Widerstreite

mit sich selbst, vermag er nicht im Kampf der Welt zu siegen; zum Leeren, Nichtigen drängt es ihn.“ Und so noch an vielen Stellen. Deshalb sucht er auch Rath bei andern, denen er Fähigkeit und Gewissenhaftigkeit genug zutraut, ihn der Wahrheit getreu zu beurtheilen; deshalb vergleicht er die Resultate seines Forschens fortwährend mit den Lehren der Offenbarung, in dem lebendigen, festen Glauben, daß jedes ihnen widersprechende Denkresultat falsch sein müsse, und es ist nicht Schwäche, sondern Stärke der ihn im Innersten durchdringenden Ueberzeugung, daß er sich, wie wir in seiner Biographie hinlänglich kennen gelernt, den Aussprüchen der Kirche überall unterwirft.

b) Allein das bloße Denken fördert nach Štítný nicht zum höchsten Ziele, zur Gotteserkenntniß in der Theorie, zur Gottähnlichkeit in der Praxis; Kopf und Herz, Geist und Gemüth, Denken und thatlustige, thatkräftige Begeisterung für die Sache, Glaube und Hoffnung und Liebe müssen verbunden sein, eins bedingt das andere, eins im beständigen Kreislauf erzeugt und vervollkommnet das andere. Daher kann es bei Štítný ohne Glauben keine Hoffnung und Liebe geben; die Hoffnung geht aus dem Glauben und der Liebe hervor; ohne die Liebe können Glaube und Hoffnung nicht wachsen, ja nicht einmal beginnen. Er sagt in Nr. 2: „Der Glaube ist der Grund, die Wurzel alles Guten, wenn er gleich so sichtbar nicht in seiner Schönheit, und ohne ihn kanns keine Hoffnung, ohne ihn keine Liebe geben. Wer sollte auf etwas hoffen, wenn er zuvor nicht glaubte, daß es künftig sei, und glaubte er nicht daran, wie könnt' er's lieben?“ Ferner: „Die Hoffnung ist die zweite Tugend, ohne welche niemand in des Himmels Reich gelangen kann, und diese geht aus dem lebendigen, von der Liebe belebten Glauben

hervor, gleichwie des Baumes Stamm aus der lebendigen Wurzel.“ Und ferner: „Die dritte und die würdigste der Tugenden, das ist die Liebe. Sie ist fürwahr die würdigste, denn sie erzeuget alle andern Tugenden. — Wie der Wurzel gleich der Glaube, und dem Stamm die Hoffnung, so die Liebe der Feuchtigkeit, von der die Wurzel und der Stamm das Leben haben. Seht doch wie viel ihr Früchte les't von einem Baume, dessen Wurzel trocken ist, weil ihm der Feuchtigkeit Belebung fehlt! Und kann er schöner prangen, kann er wachsen, wenn er die Feuchtigkeit nicht in sich schließt? So kann auch der lebendige Glaube nicht, kann nicht die Hoffnung ohne Liebe, ich sage nicht wachsen, nein, beginnen nur.“ Štítný fordert Licht und Wärme, und was er fordert, kommt so aus seinem innersten Wesen, daß er es selbst ist, als Mensch und als Schriftsteller.

B.

Fragt es sich nun um das philosophische System, das Štítný auf seinen Grundansichten errichtete: so erwiedere ich, daß sich die Spuren eines solchen wohl unerkennbar bei ihm vorfinden, daß aber das charakteristische Moment bei ihm nicht strenges Philosophiren zur Aufstellung eines Systems, sondern Erbauung auf mehr populäre Art ist. Dazu mochte ihn zunächst schon die Sorge für seine Kinder bestimmen, dann das Bedürfniß seines Volkes, dem zu Liebe er ja böhmisch schrieb, auch das Beispiel seiner Freunde Waldhauser und Milič, ferner der schlechte Gebrauch, den die Schulgelehrten von ihren Kenntnissen machten, während er von der Ueberzeugung glühte, daß die beste Verwerthung des Glaubens und Wissens die für sittliche Zwecke sei. „Alles, was in der Schrift geschrieben steht,“ sagt er

in Nr. 2, „es steht dazu geschrieben nur, damit die Menschen Liebe fühlten, damit sie liebten Gott und ihren Nächsten, und dazu ist der wahre Glaube am meisten nöthig, daß Gott die wahre Liebe erwiesen werde.“ Und in Nr. 6 a, wo er zu den Gelehrten spricht: „Nach Wissen denn gestrebt, nach heiligem Wissen; doch nicht, damit ihr erst erfahret, ob ihr glauben sollt, sondern damit ihr, festen Glaubens selbst, verstehet, was ihr glaubt, und voll von Gottes Liebe andere zu Gottes Liebe entflammet! Denn an und für sich ist das Wissen ungenügend und nimmer kommt zu Ende ihr, und nützt es, die Gebrechen und den Ruin der Sonne und des Mondes geraume Zeit vorauszuwissen, wenn ihr die eignen menschlichen und fremden Gebrechen nicht erkennt?“ Ich halte sämmtliche Schriften Štítný's für Erbauungsschriften, selbst Nr. 10, wo seine Theorien immer wieder in moralische Mahnungen auslaufen; aber ich halte sie für Erbauungsschriften der edelsten Art, die von ächtphilosophischem Geiste durchweht sind, und in denen so viele treffende psychologische Bemerkungen vorkommen, daß man sich wundern muß, woher ein Mann, der sich so gern in seine einsame Burg, wie eine Seidenraupe in ihr Gespinnst, einschloß, all die Lebens- und Menschenkenntniß nahm.

Wie groß zeigt sich Štítný als erbauender Philosoph in Nr. 6 a, wo er die Stände unter den Menschen mit den Chören der Engel vergleicht! Ergriffen von den Erscheinungen seiner Zeit, in denen er mit mehr als gewöhnlich hellem Auge Unheil voraussah, mochte er diese Arbeit unternommen haben. Er hält sich darin an die Ansicht der Theologen, daß im Himmel drei Ordnungen von Engeln, deren jede drei Chöre umfaßt, im Ganzen also neun, immer höhere Engelchöre bestehen. Allein er hat über den Grund dieser Eintheilung nachgedacht,

den Bestand dieser Ordnungen und Chöre auf gewisse nothwendige Bedingungen, was eben seinen philosophischen Geist beurkundet, zurückzuführen gesucht, und darin Gottes Einrichtung erkannt. Findet, mochte sich Štítný fragen, eine ähnliche Einrichtung nicht auch in der menschlichen Gesellschaft statt, die in Gefahr schwebt, durch die Disharmonie der Einzelnen, ja ganzer Menschenclassen, sich aufzulösen und zu zerfallen? Der menschliche Leib wird von dem denkenden Haupte geleitet und gelenkt, die Hände vertheidigen und beschützen, die Füße, seine Basis, halten ihn. So gelangt Štítný in seinem Drange nach einem maßgebenden Systeme zu den Begriffen eines Lehr-Wehr- und Nährstandes, und bezeichnet jeden dieser Stände als einen wieder dreifach gegliederten, jedoch fern von allen politischen Umsturztendenzen, im Gegentheil die Wirklichkeit mit der Idee auszusöhnen suchend. Aber dürfen die Menschen, obwohl die Stellung des einen höher, als die des andern, sich Ueberhebung und Auflehnung zu Schulden kommen lassen? Sollen sie nicht sich wechselseitig lieben, wie die Glieder des menschlichen Leibes, um so mehr da sie Glieder einer und derselben göttlichen Kirche sind? Hören wir Štítný selbst in dem Eingange zu seinem Werke: „In seiner Weisheit hat der Herr der Herren, der König aller Könige, Gott der Schöpfer, die Engel seines ewigen Wonnereiches nach ihrer Würde in drei Ordnungen getheilt, und jede der drei Ordnungen in drei der Chöre wieder, so daß neun Engelchöre im Ganzen sind. Und so hat er, der Weltregierer, drei Stände, die sich gleichfalls dreifach theilen, unter den Menschen auch gegründet. Und so wie jede untere Engelordnung Erleuchtung, Läuterung und ihrer Vollendung Fülle von Gott, doch durch die obere empfängt: so soll auf Erden auch der unterste der Stände beiden höheren, der mittlere dem

obersten gehorchen, so wie der heilige Paulus sagt: „„Jedweder sei unterthan der höheren Macht, denn alle Macht, sie ist von Gott, und was von Gott, das ist wohleingerichtet.““ Wer also sich auflehnet gegen die Macht, der lehnt sich gegen Gottes Einrichtung auf, und wer sich gegen Gottes Einrichtung auflehnt, den trifft das Gericht. — Der erste Stand belehrt die anderen, der zweite schirmt sie, und der dritte besorgt, was jene beiden brauchen; darum achte keiner den niedrigeren Stand gering, da jeder dem anderen von Nutzen. Seht, wie jeder Menschenleib aus kleinren Gliedern und größeren besteht! Und alle sind vonnöthen, sowohl die, womit der Mensch sich an der Erde festhält, wie die Füße, als die, womit den Füßen er und andren Gliedern Dienste erweiset, wie die Hände und natürlich auch das Haupt, nach dessen Sinn die Hände dem ganzen Leibe Dienste erweisen, und ihn beschützen, die Füße jedoch ihn tragen und ihn halten. Und welche Liebe zwischen diesen Gliedern, dieselbe Liebe soll auch zwischen den Menschen der drei Ordnungen bestehen. Seht nur, wie groß der Glieder Liebe ist! Weit ist der Fuß vom Haupte, sowie die Finger der Hand; doch kaum beginnt der Sinn, der in dem Haupte thront, zu wollen, daß sich der Fuß, der Finger sich bewege, und schon bewegen sie sich in der That. Und bleibt ein Dorn im Fuße sitzen, gleich sind die Glieder alle mitleidsvoll geschäftig, jedes ist bemüht zu helfen, wie es nur vermag und kann. Es wendet seinen Sinn das Haupt dem Dorne zu, die Augen suchen ihn, die Hände möchten seiner sich bemeistern, und der Rücken beugt sich, damit die Augen ihn gewahren könnten; die Zunge selbst, als wär's ihr eigner Schmerz, sie ruft: „„Ach welch ein Schmerz!““ Und doch ist in der Zunge nicht der Schmerz, ist in dem Fuße, und todt

nur müßte das Glied sein, das den Schmerz des andern nicht empfände, nicht dienstfertig sich erwiese. So möge wechselseitige Liebe auch der Kirche Glieder stets erfüllen!" Nachdem so Štítný in das innere Drängen und Treiben der Menschen Einheit und Zusammenhang gebracht, und Gott, wie er ihn Nr. 10 in der Einrichtung der Welt fand, auch in der Einrichtung der menschlichen Gesellschaft gefunden: schreitet er, indem er es nun mit den ihm, durch das Mittelalter, die Luxemburger Periode, gegebenen Ständen von Menschen zu thun hat, zur Einzelnvergleichung dieser mit den neun Engelchören. 1) Mit dem ersten Chor der Engel, den Seraphim, die mit Gott in der nächsten Verbindung stehen, vergleicht er diejenigen Menschen, die Gott am besten erkennen, weil sie ihn am mächtigsten lieben. Bezeichnet zu werden verdient, daß Štítný, obwohl sich ihm in der obersten Menschenordnung mit ihren drei Unterabtheilungen vornehmlich der geistliche Stand repräsentirt, dem ersten Stande auf Erden dennoch alle Menschen, gleichviel ob geistlichen oder nicht geistlichen Standes, beizählt, die von wahrer Liebe zu Gott glühen. 2) Mit dem zweiten Chor der Engel, den Cherubim, den Kenntnißreichen, vergleicht Štítný die Menschen, die Gott mehr erkennen, als sie ihn lieben, d. h. deren Erkenntniß noch nicht ganz in begeisterte, werkthätige Liebe übergegangen, daher der Mangel an Liebe auch einen Mangel an Erkenntniß mit sich führt. 3) Mit dem dritten Chor der Engel, den Thronen, durch die Gott seine Rathschlüsse bekannt giebt, und die unerschüttert an dem halten, was ihnen von den höheren Engeln eröffnet wird, vergleicht er die geistlichen Gerichte, inwiefern sie nach der Schrift, nach Gottes untrüglichem Wort, ihr Urtheil sprächen. Hiermit schließt die oberste Ordnung der menschlichen Stände, und es beginnt die

zweite. 4) Mit dem vierten Chor der Engel, den Herrschern, vergleicht Štítný den Herrenstand (höheren Adel), so wie die Großen dieser Welt überhaupt, inwiefern sie sich nach Gottes Ordnung zu richten haben, wobei er wünscht, daß sie mit frommem Sinne recht kräftig herrschen möchten. 5) Mit dem fünften Engelchore, den Fürsten oder Vordersten, Ersten und Nächsten nach den Herrschern, vergleicht er den Ritter- und Wladykenstand (niederen Adel). 6) Mit dem sechsten Engelchore, den Mächten, die von Gott ausersehen sind, um des Satans Wuth zu bändigen, bringt er die irdischen Strafgewalten in Vergleich, die er für gut und heilig anerkennt. Hiermit endigt die zweite Ordnung, und es beginnt die dritte, die unterste. Hier vergleicht er 7) mit den Tugenden (Fertigkeiten) durch die Gott Wunder wirkt, auf naive, aber den ewigen Welträthseln gegenüber begreifliche Weise die Ackersleute, da es ein wahres Wunder sei, wenn sie Samen streuen und Frucht daraus erwachse, so wie die Handwerksleute, die gar wundervolle Dinge erzeugen; 8) mit den Erzengeln, die Gottes Botschaften an die Menschen, und zwar Botschaften von größerer Bedeutung, vollbringen, jene Kaufleute, die uns theuere und unbekannte Güter aus fernen Gegenden zuführen — endlich 9) mit den Engeln, die blos Engel heißen, und uns immerdar umschweben, die gewöhnlichen Kaufleute, welche stets um uns geschäftig sind. Allein das eigentliche Gewicht dieses Werkes liegt nicht in dieser Vergleichung, sondern in den Anreden, die Štítný nun mit Hinweisung auf den Fall der Engel an die verschiedenen Menschenclassen hält, indem er jeder zeigt, wie sie sein sollte, und wie sie wirklich ist. Da treffen die gedankenschweren, tiefsinnigen Worte wie Keile und Pfeile und es ist bei den Mahnungsrufen, die er nach allen Richtun-

gen erschallen läßt, als ob er die Luft des Gewitters, das bald losbrechen sollte, schon verspürte, als ob er im Geiste die Wogen des heranbrausenden Sturmes menschlicher Leidenschaften schon schlagen hörte; er selbst dagegen erscheint wie die Sonne, wenn sie sich vergebens bemüht, die am Horizonte emporsteigenden Wolkenmassen mit ihren goldenen Strahlen zu zerstreuen. Mehreres aus jenen Anreden wurde bereits citirt. Und so schließt Štitny, indem er, von Kastenengherzigkeit und schrankenlosem Liberalismus gleichweit entfernt, noch einmal darauf hinweist, daß den menschlichen Ständeunterschieden ein höheres System zum Grunde liege, worin jedes Glied nothwendig sei, jedes einen Ehrenplatz einnehme, worin es aber darauf ankomme, daß jedes seine Pflicht und Schuldigkeit übend, dem Ganzen diene, so schließt Štitný mit dem, womit er angefangen, mit der alles umfassenden, alles in sich vereinigenden Liebe. „So sind denn," sagt er, „wie dort im Himmel drei Engelordnungen, die wieder sich dreifach theilen, auch verschiedene Stände der menschlichen Gesellschaft hier auf Erden, und zwar durch Gottes Macht, der seine Gaben verschieden ausgespendet. Und wer Gott dienen will und wohlgefallen, der übe munter jenes Standes Pflichten, in den ihn Gott gesetzt. In jeglichem hat er genug zu thun, ein jeglicher hat seine volle Mühe. Und tritt, von Gott geleitet, er in einen andern ein, so streb' er in dem neuen mit frisch erneuter Kraft; denn besser ist's im niedrigsten zu wirken, als unstät hinzuleben ohne Ziel. Und ist ein Stand auch höher als der andre, wer in dem niedrigsten gewissenhaft die Pflichten übt, die ihm darin obliegen, hat größeres Verdienst bei Gott, als wer im angesehensten saumselig sich und träge zeigt. Nothwendig ist ein jeder Stand, und jeder soll dem andern Nutzen schaffen; darum sollen aller

Stände Glieder sich gleichwie des Leibes Glieder lieben, und wechselseitig Dienste sich erweisen in Treue und christlicher Verbrüderung. Doch wer die Gaben gern besäße jedwedes Standes, der liebe alle Gaben jedes Standes, und alle sind dann durch die Liebe sein."

In Beziehung auf Nr. 6 a steht Nr. 7. Wie Štítný dort von dem obersten Engelchore zu dem untersten hinabsteigt, so steigt er hier von dem untersten Engelchore zu dem obersten hinauf, um zu zeigen, welche Grade der Vollkommenheit der Mensch zu durchwandeln habe, um zur Gottähnlichkeit zu gelangen; denn wie ihm Gott als das höchste Ziel des Erkennens gilt, so gilt er ihm auch als das höchste des Wollens. Dort handelt es sich ihm um die Lebensaufgabe der Menschheit mit Hinsicht auf ihre Ständeunterschiede, hier um ihre Lebensaufgabe ohne solche Hinsicht, woraus abermals erhellt, daß er diese Ständeunterschiede nicht für wesentliche hielt, nicht dem Kastenwesen huldigte. „Der Menschen Stände alle," spricht er, „sind von Gott, vom höchsten bis zum niedrigsten, und gleichen der Engel Ordnungen. Doch wollen wir zu Gott empor, so muß jedweder von uns durch jeden Chor der Engel gehen, vom niedrigsten bis zu dem obersten; ja ist es uns bei unsrer Nichtigkeit und Ohnmacht möglich, so müssen wir noch höher streben, wie der Heiland sagte: „„Vollkommen seid, wie Euer Vater vollkommen ist."" Und indem er nun den zur Gottähnlichkeit führenden Stufenweg näher angiebt, Stufe für Stufe genau bezeichnend, zeigt er sich als erbauender Philosoph wieder in seiner ganzen Größe, und entfaltet einen Reichthum psychologischer Kenntnisse, der bewunderungswürdig ist. 1) Jeder soll zuerst den Engeln, ähnlich zu werden trachten, welche die allgemeinen Boten sind, und zwar dadurch, daß er jedem

Menschen wenigstens von ganzem Herzen Gutes wünscht. „Darum sei jeder, der jenen Engeln gleichen will, der allgemeine Bote für alle; sei's, wenn er nicht Besseres vermag, dadurch, daß er mit vollem Verlangen jedem Gutes wünscht." 2) Hierauf trachte er nach Aehnlichkeit mit den Erzengeln, indem er das Gute wirklich übt. „Dies ist die zweite Stufe, wenn der Mensch, von glühendem Verlangen nach dem Guten entbrennend auf der ersten, neubeseelt von solcher Gluth, in guten Thaten thätig sich erweist." 3) Die nächsthöhere Stufe ist die der Tugenden, wenn der Mensch an solchem Streben trotz allen Beschwerden Freude fühlt. „Im dritten Chore sind die Tugenden, die da heilsame Wunder wirken. Denen wird ähnlich sein, wer Freude fühlt an solchem Streben, solchen Mühen und Beschwerden, Freude in Gott, voll guter Hoffnung beglückt in sich durch seines fröhlichen Gewissens Zeugniß. Und es ist fürwahr ein Wunder, ist ein heilsam Wunder, wenn jemand sich an seiner Mühe freut." 4) Eine noch höhere Stufe ist die der Mächte, wenn wir gestärkt durch den Vorgeschmack geistiger Lust, mit der Versuchung mächtig kämpfen. „Der vierte Chor, der sind die Mächte. Ihnen läßt sich vergleichen, wer gewaltig kämpft mit der Versuchung, widersetzend sich dem Satan, seinem bösen Willen den Zutritt wehrend in das Herz stark durch den Vorgeschmack der geistigen Lust." 5) Dann mögen wir streben, den Fürsten ähnlich zu werden, was geschieht, wenn wir der Versuchung widerstehen, und uns frei von Schuld erhalten. „Die Fürsten sind der fünfte Chor. Es gleichet ihnen, wer des Satans Versuchung widersteht, und gegen jede List, jedweden Anprall gleichsam mit einem Rettungsmittel versehen ist, und dies ist die fünfte Stufe, wenn frei der Mensch von Schuld und würdevoll." 6) Weiter mögen

wir den Herrschern ähnlich zu werden suchen, was erfolgt, wenn wir es so weit bringen, daß wir die Versuchung schon mit einer Art Leichtigkeit beherrschen. „Ihnen ist ähnlich, wer sich der Versuchung erwehrend, ohne Schuld und Makel, herrscht über die Versuchung; ausgestattet mit mannigfaltigen Tugenden, bald die, bald jene braucht, so wie er will, und was sich ihnen feindlich entgegenstellt, nicht mit schwerer Mühe, nein, schon mit einer Art von Lust und Leichtigkeit besiegt: mit Demuth den Stolz, mit Huld und Güte den Neid und Grimm, und mit Freigebigkeit den Geiz, mit Mäßigkeit die Völlerei, die Trägheit mit Gehorsam, die Unkeuschheit mit reinem Sinne und so fort. O wie glückselig ist ein solcher Mensch! Das ist wahrhaft ein Herr, der keine andre Furcht kennt, als die eine, Böses zu thun, durch das er seine Herrschaft verlöre." Noch aber hat der Mensch drei Stufen vor sich, um 7) den Thronen, 8) den Cherubim, 9) den Seraphim ähnlich zu werden, nämlich die Stufe der gänzlichen Läuterung durch das strengste Gericht seines Gewissens, die Stufe des Lichts oder der Gotteserkenntniß, und die Stufe der Gluth und der begeistertsten, werkthätigsten Gottes-Liebe, welche erst das Erkennen zur Fülle bringt und in die nächste Verbindung mit Gott versetzt, gottähnlich macht. So langt endlich Štítný emporsteigend dort an, wo er in Nr. 6 a, hinabsteigend begann, und bleibt dem getreu, was er in Nr. 2 von dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe behauptete. Wie psychologisch festgesetzt und abgemarkt sind diese in der Natur der Sache begründeten Stadien menschlicher Entwickelung! Hiermit endigt aber Štítný nicht, sondern er giebt gleich darauf in Nr. 8, das deshalb in Erbens Ausgabe mit Nr. 7 das fünfte der oftgenannten sechs Büchlein bildet, mit der ihn auszeichnenden Lebens- und Men-

schenkenntniß, an, wodurch der Mensch von dem rechten Wege abgelenkt werde. „Das erste dieser Dinge," bemerkt er, „ist das Behagen; denn jeder hat Behagen an etwas, und so weiß der Satan es anzustellen, daß das Böse uns wohlgefällt." Weiter: „Das zweite jener Dinge ist die Furcht; denn also sind wir eingerichtet, daß wir das Widerwärtige alle fürchten. So sündigen viele, nicht, weil sie Gefallen an der Sünde haben, sondern weil sie der Satan schreckt mit Widerwärtigkeiten und mit Leiden." Weiter: „Das dritte Ding ist das Verlangen, es andren Menschen gleich zu machen; denn mit den Menschen sind wir, und so wollen wir ihnen gleichen!" Weiter: „Das vierte Ding ist die Unwissenheit; denn wissen wir nicht, was da gut, was schlecht, so räth der Satan unterm Schein des Guten uns gar oft das Böse an." Und indem uns der Satan aller Orten, bei Tische, im Bette, auf offnem Markte, selbst im Gotteshause umgarne, suche er uns besonders mit sieben Lügen in seinem Netze festzuhalten. Er raune uns zu: „Wenn alles, was die Pfaffen sagen, Sünde, so große Sünde sollte sein, wer könnte dann glückselig werden? Bist ja weltlich. Bis du ein Mönch wirst, dann lebe wie ein Mönch. Laß du die Pfaffen predigen; sie thun es ja am Ende selbst nicht besser." Weiter: „Deine Sünden sind ja nicht so groß. Es sündigen andre weit mehr, als du. Was du thust, sind ja nur Dinge ohne Wichtigkeit." Weiter: „Gott hat dir so oft und vielmals Gutes schon erwiesen, er hat dich erschaffen, er ist für dich gestorben, er wird dich nicht zu Grunde gehen lassen." Weiter „Sorge nicht! Wer sündigt, kann ja Buße thun. Sieh, was für große Sünder sind nicht schon gar große Heilige geworden: Petrus, Maria Magdalena, Paulus und David." Weiter: „Was Gott

will, das muß geschehen. Will Gott, daß du glückselig wirst, so kannst du thun, was dir gefällt, du wirst es werden; doch will er nicht, ist alle deine Sorge und Mühe vergebens.“ Endlich: „Genieße die Welt, so lange du jung! Was ist daran gelegen, ob du einmal gerade einer der größten Heiligen wirst! Und übrigens hast du zur Buße im Alter Zeit genug.“ Und wie erbaulich schildert Štítný, das Loos der Gottgetreuen preisend, den Himmel in Nr. 6b, das bei Erben als Zugabe zu Nr. 6a erscheint, füglich aber auch als Schluß zu Nr. 7 und 8 genommen werden kann! Da zählt er, der zu seiner Zeit an die Pforten der Naturwissenschaft mit ungestillter Sehnsucht anklopfte, zu des Himmels Freuden auch die Freude, die dem Menschen aus der Erkenntniß der Natur strömen werde. „Da werden wir verstehen lernen, wie alles in der Schöpfung wunderbar seinen bestimmten Gang einhält; wie auf dem Lande und im Meere Lebendiges entsteht und Lebloses; wo die Flüsse und die Quellen entspringen, wo die Winde; wie in der Luft entsteht der Regen, Schnee, Hagel und der Blitz und andere Dinge; auf was die Erde Gott gegründet, und wie er sie mit Wasser, dann mit Luft, und dann mit Feuer rings umgeben, und alle die Himmel über sie gewölbt, worin der Mond, die Venus, der Merkur, die Sonne nnd der Mars, der Jupiter und der Saturn, und all die übrigen unzähligen Gestirne mächtig kreisen. Daran finden die Sternkundigen schon hier Ergötzen, in Betrachtnng schwelgend, obwohl sie noch nicht volle Einsicht haben; doch wer in Gottes Reich gelangt, der Schlichteste und Einfachste, der wird dies alles ganz verstehen lernen und unaussprechliches Entzücken fühlen, Gottes Allmacht, Weisheit und Güte darin erkennend, und wird noch vieles andere begreifen, wovon kein Ptolemäus, noch sonst wer der Sternkundigen je geträumt.“

Da spricht er auch, sich gleichsam dabei mittröstend, mitermunternd und miterhebend, allen denjenigen eine der Himmelskronen zu, die sich hier auf Erden dem erhabenen Geschäfte der Bildung und Erziehung der Menschheit geweiht: „Die dritte Krone verherrlicht alle jene, welche des Satans Finsternisse verscheuchten, mit der wahren Lehre die Welt erleuchteten, und unbeirrt an Gottes Wort, am rechten Glauben festhaltend, unerschrocken tadelnd, was schlecht, der Menschen Herzen begeisterten für das, was recht und gut."

Allein Štítný faßte das Leben nicht nur im Großen auf, er durchdrang es mit Geist und Gemüth bis in seine kleinsten Verhältnisse, in seine engsten Beziehungen. Einen Beleg liefert Nr. 5, wo er den Hausherrn mit der Sonne, die Hausfrau mit dem Monde, das Gesinde mit den Sternen vergleicht, und so die Pflichten lehrt, welche die Glieder eines Hauses wechselseitig gegen einander zu beobachten haben. Das ist zu dem imposanten Gemälde in Nr 6 a ein idyllisches Seitenstück. Wer war auch eher im Stande, ein solches zu malen, als Štítný, der in seiner ganzen Größe so recht aus der Häuslichkeit empor gewachsen war. Nicht Gewalt, sondern christliche Tugend ist ihm die Grundlage, wie des öffentlichen, so des Familienlebens, dieser Grundlage von jenem. „Jedweder Hausherr unter seinem Gesinde, ob arm, ob reich, er soll der Sonne gleichen. Wie die Sonne ein Licht, von welchem Mond und Sterne ihren Glanz entlehnen, und das alles wärmt, und trocknet des Kothes Schmutz: so soll der Hausherr ein Licht durch gute Thaten sein, und das Gesinde durch gutes Beispiel heiligen und guten Rath und sein ermahnend Wort, daß es Gott liebe, ihm die schuldige Ehre erweise, vor dem Bösen sich hüte, und den Priestern gehorche, wie es Gott befohlen hat." Kraft ver-

langt er von dem Manne, doch eine Kraft, die mit Milde verbunden. „Darum gebietet jeder Hausherr in seinem Hause, daß er sein Gesinde bewahre vor dem Bösen. Doch soll er dies im Guten erst versuchen; kann er dem alten Uebel nicht auf einmal steuern, thu' er's nach und nach, das neue aber lass' er nimmermehr aufkommen und gebrauche seine ganze Gewalt. — Nur bewahre sich der Hausherr vor nutzlosem Jähzorn, und nicht verfahr' er grausam mit seinen Dienern, seinem Weibe, vergessend nicht, daß Gott der einzige Herr, der seine, wie der ihre. Auch dies bedenk' er, daß nicht leicht wer frei von jedem Fehler, und daß, wer einen Fehler, der nicht vielleicht der schlimmste grad', nicht nachsehen will, oft mehr verdirbt, als bessert, und andres Aergere dulden muß. Doch mein' ich nicht, der Hausherr solle sündige Nachsicht üben. „Und nachdem er hierauf gezeigt hat, wie etwa ein Ehemann seine eitle Frau durch vernünftiges Zureden bessern könne, fügt er hinzu. „So schafft ein Hausherr in allen anderen Dingen auch allmälig und mit Güte mehr, als wenn er hastig und gewaltsam handelt; denn jedermann ist also freiheitsliebend und stolz schon von Natur, daß er weit eher sich rathen, als sich zwingen läßt." Wie sinnig und zart schildert er das Verhältniß des Weibes zum Manne! „Dem Monde gleich ist eine weise und edle Hausfrau. Denn sowie der Mond all seine Schönheit von der Sonne nimmt, so ihre Ehre die Hausfrau von dem Manne, wenn beide in getreuer und wahrer Liebe auf einander blicken, daß zwischen ihnen nichts, wodurch sich ihre Liebe trüben könnte; dagegen sehen wir, wie sich der Mond alsbald verdunkelt, wenn sich zwischen die Sonne und ihn die Erde stellt, so daß nicht geradehin die Sonne auf den Mond vermag zu blicken, und wenn die Sonne ihre Schönheit verlöre, wäre der Mond auch seiner

ganzen Schönheit beraubt." Mit tiefdringendem Auge findet er fünf Dinge von höchstem practischen Werthe auf, wodurch die Hausfrau im Stande ist, den Mann für sich zu gewinnen: „Das erste ist: Sie ehre den Schwiegervater und die Schwiegermutter. Es ist natürlich, daß jedweder gern die Ehre seines Vaters und seiner Mutter sieht. So hat es auch Gott befohlen, und des Vaters Schande ist des Sohnes Schande. Darum ehre die Hausfrau ihres Mannes Freunde, will sie geehrt von ihrem Manne sein. Das zweite ist: Sie liebe ihren Mann. Ist dieses, so ist alles. Und sie liebe ihn nicht nur geistig, sondern leiblich auch; denn solche Liebe ist in der Ehe natürlich, so lange sie Gott als Gott erkennt, und menschenwürdig bleibt: nicht mögen Eheleute sie versäumen, außer daß sie höchst weise und tugendhaft und standhaft wären. Und liebe dich dein Mann auch nicht, liebe du nur ihn, und zeige ihm deine Liebe in Thaten. Denn erwiederst du Nichtliebe mit Nichtliebe, wird die Nichtliebe stets nur größer werden; doch liebst du ihn ohne Unterlaß, dann wär' es unerhört, wenn er die Liebe mit Liebe nicht vergälte. Das dritte ist: Die Hausfrau sei eifrig bemüht im Kreise des Gesindes, damit dieses seine Ordnung haltend, des Nöthigen nicht entbehre, daß es nicht hadre unter sich, nichts Unehrbares sich zu Schulden lasse kommen; denn solches bingt zumeist der Hausfrau Schmach. Das vierte ist: Sie trage Sorge für ihres Hauses Reinlichkeit, daß es gefegt, und jegliches Geräthe sauber sei; auch wisse sie, zu rechter Zeit auf zubewahren, ausugeben, wie's einer ordentlichen Wirthin ziemt. Das fünfte ist: Sie hüzte sich vor bösen und vor unverschämten Reden, sie hüte sich vor Zank und Streit mit dem Gesinde und ihrem Manne, und thue in Güte lieber alles ab, und nie gescheh' es, daß sie sich berausche; ist Trunkenheit an

jedem häßlich, am Weibe ist sie ein entsetzlich Ding." Verlangt Štitný vom Manne Kraft, so ist es Demuth, die er vom Weibe heischt, aber nicht die abscheuliche, sondern die holde Demuth, womit es alle genannten fünf Tugenden in sich vereinigen und so des Mannes Liebe sich erringen werde: „Vor allem Demuth eigne jeder Hausfrau, nicht die abscheuliche, die holde Demuth. Das Elend, das durch Eva's Hoffart über die Welt kam, durch die Demuth der Gottesmutter ward es gut gemacht, und nicht nur gut gemacht, es ward durch sie der Mensch auf wundervolle Art verherrlicht. Und wär' ein Weib das garstigste Geschöpf, wenn es demüthig ist, so muß der Mann es liebgewinnen; denn eine Hausfrau, die demüthig ist, vereinigt die fünf Tugenden, die ich bezeichnet, allesammt in sich." Und indem er dies nun nachweist, wie treffend schildert er den Unterschied zwischen einer demüthigen Hausfrau und einer stolzen Weltfrau mit Bezug auf die Erziehung der Kinder! „Sie gleichet nicht den stolzen Müttern, denen die Welt allein am Herzen liegt, und die der Kinder Leib nur lieben, für ihre Seele keine Sorge tragend. Die wünschen nur, es möchte ihren Kindern recht wohl ergehen; was dann aus ihnen werde, darum kümmern sie sich nicht. Sie wollen sie als Ritter, wollen sie in hohen Aemtern glänzend schauen; mit Gott sie zu befreunden, suchet keine. Mit großem Aufwand suchen sie Verdammung ihren Kindern zu erwerben, und nehmen nicht das Heil umsonst von Gott. Sehen sie die Kinder arm, da seufzen sie; doch sehen sie, daß sie sündigen, betrüben sie sich nicht. Und also zeigen sie, daß sie nur Mütter der Leiber, nicht der Seelen sind. Die gute, die demüthige Hausfrau aber versäumt zwar nicht der Kinder irdisch Wohl, und sorgt für ihre Habe, ihre Ehre, weltliche Bildung, doch sie lehrt sie auch,

daß sie Gott immerdar vor Augen haben — bei Tag und Nacht, wie bei der Arbeit so in der Muße, seiner stets gedenken und zu ihm beten und nach ihm begehren, und leitet sie, so viel sie kann, in Güte zu allem Guten an. Und es bewahren die Kinder oft das Wort der Mutter besser im Herzen, als des Vaters Wort.“ Patriarchalisch rechnet er die Kinder, solange sie klein sind, zum Gesinde; doch betrachtet er dieses wieder gleichsam als seine Kinder, indem er von Kindern und Dienern Gehorsam, und zwar nicht knechtischen, sondern aus Liebe hervorgehenden Gehorsam fordert. „Den Himmelssternen gleich soll das Gesinde durch mannigfaltige Tugenden erglänzen. Es ist verschieden: Kinder theils, theils solche, die für Geschenke dienen, oder Lohn. So lange die Kinder klein, ist da kein Unterschied. Sie sollen mit den Dienern gehorsam insgesammt dem Hausherrn sein. Doch weil Gehorsam, je mehr aus wahrer Liebe er hervorgeht, um desto minder knechtisch ist, ja schmackhaft sich und angenehm erweist: so möge das Gesinde zuerst aus wahrem Christenglauben, in guter Hoffnung, voll Aufrichtigkeit, zweifache Liebe hegen: zu Gott und zu dem Nächsten um Gottes willen. Hegt es die Liebe, wird es bald begreifen, was es Gott schuldig, was dem Hausherrn, was seinen Mitgenossen, wird sich selbst erkennen, sich erkennend demüthig, und aus Liebe und Demuth gehorsam sein.“ Und nun reiht sich, wie früher für den Hausherrn und die Hausfrau, so für das Gesinde eine schöne, wichtige Lehre an die andere, indem alle zusammen ein Ganzes bilden, worin sich Štítný's principielle Ansichten wieder getreu abspiegeln. Möchte dieses von der humansten Gesinnung zeugende Ganze, dessen Schöpfer Štítný schon vor 500 Jahren war, auch von jenen gewürdigt werden, denen slawisch und sklavisch noch immer für eins gilt!

Die eben besprochenen Nummern 2, 5, 6a 6b 7, 8 und 10 gehören unstreitig zu den bedeutendsten Leistungen Štitný's. Ich glaube aus ihnen hinlänglich dargethan zu haben, daß es ihm nicht um strenges Philosophiren, sondern um Erbauung zu thun war. Hiermit will ich, wie schon gesagt, durchaus nicht behaupten, er habe, weil er kein philosophisches System hinterließ, keines in sich getragen. Im Gegentheil, ich bin davon überzeugt, daß er sich eines gebildet, sich darnach beim Schreiben gerichtet, und es ließe sich nachweisen und zusammenstellen. Würde es auch nicht originell sein, es wäre trotzdem, daß Štitný aus der Scholastik und überallher vieles benützte, dennoch eigenthümlich, weil er alles, was er benützte, auf seine Art verarbeitete, und ihm den Stempel seiner Individualität aufdrückte. Es ließe sich auch Nr. 2 gleichsam als die Basis, Nr. 10 als der theoretische, Nr. 5, 6a 6b 7 und 8 als der praktische Theil seines Systems betrachten. Gleichwohl verharre ich bei meiner obigen Behauptung, und setze den religiös = philosophischen Werth seiner Werke in die moralische Macht, die ihnen innewohnt und worin sie sich dem Vortrefflichsten an die Seite stellen, in ihren Reichthum an Psychologie und Weltkenntniß, und in die Unerschütterlichkeit, womit der in ihnen nach bestem Wissen und Gewissen eingenommene Standpunkt, der kein anderer, als der katholische ist, mitten in dem Schwanken der Umgebung behauptet wird.

5) Der Umstand, daß ich Štitný's Schriften für Erbauungsschriften halte, führt mich von selbst zur Besprechung eines fünften Vorzugs derselben, den man bisher viel zu wenig gewürdigt hat, ich meine den r h e t o r i s ch — p o e t i s ch e n. Zwar hat man Štitný Meisterschaft in der Handhabung der reichen Formen der böhmischen Sprache, einen körnigen, fließenden,

einnehmenden Ausdruck zugestanden; schon der unbekannte Abschreiber des zweiten Theils des bautzner Manuscripts bemerkt in seiner Vorrede von ihm, daß er auf sehr schöne und angenehme Weise spreche — allein das alles ist nicht genug. Štítný war nicht nur Denker, er war auch Redner und Dichter. Er mußte es sein, um gehörig erbauen zu können, und eben, weil er es mit mehr oder weniger Bewußtsein wirklich war, so zog es ihn zum Erbauen. Nebst den bereits früher angegebenen Beweggründen und Triebfedern war es ein natürlicher Drang, der ihn dazu brachte. Štítný ist als rhetorischer Poet, oder als poetischer Rhetor nicht phantastisch und überschwänglich, kein geräuschvolles, farbenspielendes Sturzwasser; allein man beachte den ruhigen Flug seiner Ideen, die Innigkeit seines Gefühls, den Rhythmus, der aus seinen bezeichnenden Worten heraus tönt. Nicht nur, daß er häufig Bilder gebraucht, sondern ganze Werke beruhen auf Vergleichungen: Nr. 2 auf der Vergleichung des Glaubens mit der Wurzel eines Baumes, der Hoffnung mit seinem äste-, laub- und blüthenreichen Stamme, der Liebe mit der Feuchtigkeit, woraus der Baum seine Nahrung zieht, da ja erst durch begeisterte, werkthätige Liebe der Glaube vollkommen wird; Nr. 6 a auf der Vergleichung der Stände unter den Menschen mit den neun Engelchören; Nr. 7 auf der Vergleichung der Abschnitte menschlicher Entwickelung mit einem Stufenwege; Nr. 5 auf der Vergleichung des Hausherrn mit der Sonne, der Hausfrau mit dem Monde, des Gesindes mit den Sternen. Das ist Poesie, von philosophischem Geist durchwehte Poesie im geweihten Dienste der Erbauung, im schwesterlichen Bunde mit ihr. Als Dichter verräth sich Štítný ferner in Nr. 10, bei der Betrachtung der Eigenschaften Gottes, wo er, Gottes Weisheit aus der Schönheit

der Welt beweisend, Gelegenheit nimmt von der Schönheit zu handeln, und sich mit besonderer, au ffallender Vorliebe über diesen Gegenstand verbreitet. Wir wollen seine Ansichten auch hierüber kennen lernen!

Was er unter der Schönheit verstehe, sagt er nirgend ausdrücklich, doch läßt es sich aus dem Ganzen entnehmen. Er rechnet sie zu einer Art des Angenehmen: „Gott ist auch weise! In dem Schmuck, der Schöhnheit der Schöpfung stellt sich seine Weisheit uns deutlich dar, daß wir sie schauen können. Wie ist es süß und angenehm, darüber nachzusinnen. Darum singt David schon: „„O Herr, ich habe Dich lieb gewonnen in dem, was Du gemacht, und an den Werken Deiner Hände entzück' ich mich!““ Und an einer andern Stelle: „In wieder anderen Dingen suchen wir des Angenehmen mehr nicht, als die Schönheit.“ Doch unterscheidet er das Schöne von dem blos sinnlich Angenehmen, indem er wohl das Auge und das Ohr, nicht aber die Nase, den Gaumen und den Tastsinn für Organe der Wahrnehmung des Schönen anerkennt, obgleich er fein genug bemerkt, wir pflegten auch zu sagen, es rieche etwas schön. „Jedwedem Sinn ist etwas andres lieb und angenehm: dem Auge die Farbe, dem Ohre der Ton, der Nase der Geruch, dem Munde der Geschmack, und so dem Tastsinn etwas andres wieder. Nur sind die letzten der Beschaffenheiten nicht schön, sondern blos süß und angenehm zu nennen, doch sagen wir, es rieche etwas schön.“ Warum Štitný nicht auch den Tastsinn für ein Organ der Wahrnehmung des Schönen z. B. bei Sculpturwerken anerkennt? Darüber äußert er sich nicht. Wahrscheinlich thut er es deshalb nicht, weil ihm die Wahrnehmungen des Tastsinnes, gleich denen der Nase und des Gaumens, zu sehr mit Sinnlichkeit vermischt, zu unvollkommen erscheinen, und er dessen Geschäft in

Betreff des Schönen, wenigstens bei Gesundsehenden, lieber vom Auge übernommen haben will. Ihm ist das Vergnügen, das wir bei dem Genusse des Schönen empfinden, offenbar ein geistiges, hervorgehend aus dem Wahrnehmen der Zweckmäßigkeit eines Dinges, allein nicht jeder Zweckmäßigkeit, keiner solchen, wie sie sich schon bei jeder wohleingerichteten Maschine kundgiebt, sondern um den Ausdruck zu gebrauchen, dessen er sich bei der Aufzählung der Arten des Schönen mehrmals bedient, einer staunenswerthen, nicht genug zu betrachtenden, wunderbaren Zweckmäßigkeit. Er unterscheidet aber vier Arten der Schönheit. 1) Die Schönheit des im Moment der Ruhe aufgefaßten, mehr oder minder zusammengesetzten Ganzen: „Wo alles gehörig und geziemend an seinem Orte, und alle Theile in freundlichem Verein zusammenpassen.“ 2) Die Schönheit der zeiterfordernden Bewegung und Veränderung überhaupt, wohin er auch das Pathetischschöne und das Gedankenschöne zählt, als Bewegungen und Veränderungen im Begehren und Denken: „Wenn etwas sich von Ort zu Ort bewegt; wenn es im Wachsen zu-, im Schwinden abnimmt; wenn ein Geschöpf zu dem und jenem in Wonne hingezogen wird oder mit Scheu hinweg sich wendet, und wenn ein Wandel in dem Geist geschieht.“ 3) Die Schönheit, wo nicht sowohl auf Regelmäßigkeit und Harmonie der Theile, als vielmehr auf die von den Theilen beschriebenen Grenzen, den Umriß, hingesehen wird: „Ha welch unendliche Verschiedenheiten zeigen da sich wieder, ganz ungewohnte oft und schauderhafte Gestalten, daß wir über Gottes Weisheit in dieser Mannigfaltigkeit von neuem auf das höchste müssen staunen. Und wir bewundern gern das Große nur; doch saget, was ist wunderbarer, des Elephanten große Zähne, oder die winzigen, womit die Motte am Kleid nagt?“

4) Die Schönheit mit Hinblick auf den Werth und Gehalt der Beschaffenheiten eines Dinges, wo er mit dem Ethischschönen, als dem höchsten Schönen, schließt: „Und auch die Seele hat die ihrigen: die Güte, wenn sie gut, den Adel, wenn sie edel ist." Ausgeführt sind jedoch nur die zwei ersten Partien; die Ausführung der übrigen unterläßt der Autor, da er sein Ziel, Gottes Weisheit aus der Schönheit der Welt erbaulich zu beweisen, bereits erreicht hat und des Guten nicht zu viel thun will. Uebrigens bleibt er sich auch in dem Schlusse seiner Abhandlung von dem Schönen getreu; er, der als moralisches Wesen von dem Werthe der Dinge niemals absieht, erblickt in dem Ethischschönen das höchste Schöne.

Mit dem, was ich hier über die Vorzüge der Schriften Štítný's vorbrachte, ist die Sache keineswegs erschöpft; mir lag vorläufig blos daran, das Wichtigste ohne Ueberschätzung hervorzuheben. Interessant wäre es, zwischen Štítný und zwei anderen Männern des čechoslawischen Stammes, die sich mit ihm in gleicher Sphäre bewegten, Parallelen zu ziehen, Hus und Comenius. Hat man aber diesen bereits einen Platz in der europäischen Culturgeschichte gegönnt, so wird man ihn Štítný, auch blos nach dem Vorgebrachten, nicht versagen können.

Proben aus Štítný.

Zum Schlusse biete ich einige Proben aus Štítný. Es sind lauter Werke und solche Partien aus ihnen, die zugleich den poetischen Werth Štítný's in helleres Licht zu setzen vermögen. Wie die Werke selbst zu Štítný's bedeutendsten Leistungen gehören, so enthalten die aus ihnen gewählten Partien immer den Kern des Ganzen, und gewähren einen Ueberblick über dasselbe. In der Anordnung ihrer Folge hielt ich mich nach dem Bilde, das ich früher von Štítný gebrauchte, er gleiche nämlich einer Alpe, die sich mit freundlichen Aeckern, Gärten und Wohnhäusern an die Erde anschließe, während sie sich mit ihrem erhabenen Gipfel dem Himmel vermähle. Zuerst kommt Nr. 2. Glaube, Hoffnung und Liebe, wo die Grundansichten Štítný's zu treffen sind, auf denen er alles Uebrige aufbaut; zweitens Nr. 5. Hausherr, Hausfrau und Gesinde, wo er sich mit dem Familienleben beschäftigt; drittens Nr. 6 a. Die Engel und die Menschen, wo er seine Blicke von dem Familienleben auf die menschlichen Stände wendet; viertens Nr. 7 und 8 mit Nr. 6 b. Der

Stufenweg, wo seine Blicke auf der ganzen Menschheit ohne Hinsicht auf ihre Ständeunterschiede weilen; fünftens Nr. 10, 1. Theil, Gedanken über Gott, wo er sich zu Gott erhebt und ganz in seine Betrachtung versenkt.

Ich biete die Proben in rhythmischer, sich ihrem Baue nach dem Verse annähernder Prosa. Mehrere hier und da bereits veröffentlichte Partien waren umgekehrt in einem sich der Prosa annähernden Verse verfaßt, der mir bei seiner Freiheit hinlänglich gestattete, mich beim Uebertragen getreu dem Originale anzuschmiegen. Gleichwohl bestimmte mich die Rücksicht, daß es, da Štítný nicht in gebundener, sondern in ungebundener Sprache schrieb, den Anschein gewinnen könnte, als zwänge ich ihm ein fremdartiges Kleid auf, mit einigen Aenderungen die hier eingehaltene Prosa zu wählen. Eine rhythmische, poetische Prosa mußte es aber sein, theils wegen der Natur der Proben, die ich vorführen wollte, theils wegen der Natur des ganzen Schriftstellers, der niemals ohne eine Art von rhythmischem Pathos spricht, und in dem das Wahre, Gute und Schöne stets verbunden erscheinen, wenn auch bald das eine, bald das andere der Elemente vorwiegt. Bei dem Fleiße, den Štítný selbst auf die Form seiner Leistungen verwendete, glaubte ich überhaupt der Form meiner Uebertragung gleichfalls die möglichste Sorgfalt widmen zu sollen, um so mehr, da es einen Inhalt betraf, der, wie oft er auch schon behandelt wurde, seine Wichtigkeit für alle Zukunft behaupten wird.

Glaube, Hoffnung und Liebe.

Die Schrift sagt: „Ohne Glauben ists unmöglich, Gott zu gefallen," wie's unmöglich ist, ein Haus zu bauen ohne Grund. Wer darum haben will ein festes Haus, muß früher legen einen festen Grund. Und soll wo Obst gedeihen, aus der Wurzel muß es hervorgehen, und ist gleich die Wurzel für sich nicht schön, die ganze Schönheit des Stammes und des Obstes Güte gehen doch aus ihr hervor. So könnten, wäre der Glaube nicht, auch andere Dinge nicht zum Heile dienen, und ohne Glauben wäre kein einziges gut; denn der Glaube ist der Grund, die Wurzel alles Guten, wenn er gleich so sichtbar nicht in seiner Schönheit, und ohne ihn kann's keine Hoffnung, ohne ihn keine Liebe geben. Wer sollte auf etwas hoffen, wenn er nicht glaubte, daß es künftig sei, und glaubte er nicht daran, wie könnt' er's lieben! Darum rufen in der ersten Stunde schon die Priester laut mit heller Stimme: „Wer selig sein will, muß vor allen Dingen den allgemeinen Christenglauben haben," so wie geschrieben steht. „Wenn Ihr nicht glaubet, könnt Ihr nicht versteh'n." Wie sonderbar, daß manche das nicht glauben wollen, was sie nicht mit ihrem Geist erfassen können, und doch muß jeder, ob er wolle oder nicht, bei allem, was er lernt, bei jeglichem Geschäfte etwas glauben, eh's zu begreifen sein Verstand vermag! Weiß jemand, wer sein Vater ist, ohne daß er glaubt? Und wollte wer nichts glauben, der könnte ja nicht einmal reden lernen. Darum ist's gewiß und ausgemacht, daß jeder, ob er wolle oder nicht, gar vieles glauben muß, und muß er dies, warum wollte er nicht also glauben, wie es der Christenglaube lehrt, da er nichts Böses lehrt, sondern nur das, was gut und recht, und alles Böse tadelt —

da er der allerbeste Glaube ist? Darum laßt uns festhalten an diesem Glauben, und uns Gott preisen, daß wir ihn haben, denn was wir hier glauben, das werden wir, wenn wir auf falsche Wege nicht gerathen, einst dort erschauen in seinem vollen Licht.

Die Hoffnung ist die zweite Tugend, ohne welche niemand in des Himmels Reich gelangen kann, und diese geht aus dem lebendigen, von der Liebe belebten Glauben hervor, gleichwie des Baumes Stamm aus der lebendigen Wurzel. Denn was wir glauben, das müssen wir auch zu erreichen hoffen, und so wird uns die Hoffnung spornen, daß wir nach dem auch streben, was wir hoffen. Und wäre die Hoffnung nicht, so käme die Verzweiflung, und so würde der Mensch erschlaffen, nie erreichen, was ihm der Glaube weist, und würde untergehen in der Verzweiflung.

Die dritte und die würdigste der Tugenden, das ist die Liebe. Sie ist fürwahr die würdigste; denn sie erzeuget alle anderen Tugenden, durch sie erst werden sie dazu, und keine That, scheint sie auch gut, verdient, wenn sie von ihr nicht kommt, daß sie der Tugend Namen führe, und von je kleinerer oder größerer Liebe sie kommt, um desto kleinere oder größere Vergeltung wird sie finden. Denn wie der Wurzel gleich der Glaube und dem Stamm die Hoffnung, so die Liebe der Feuchtigkeit, von der die Wurzel und der Stamm das Leben haben. Seht doch, wie viel ihr Früchte lest von einem Baume, dessen Wurzel trocken ist, weil ihm der Feuchtigkeit Belebung fehlt! Und kann er schön erprangen, kann er wachsen, wenn er die Feuchtigkeit nicht in sich schließt? So kann auch der lebendige Glaube nicht, kann nicht die Hoffnung ohne Liebe, ich sage nicht wachsen, nein, beginnen nur. Und wie an einem guten Baume,

so gute Früchte trägt, der Zweig, der aus der Wurzel durch den Stamm der guten Feuchtigkeit mehr in sich saugt, viel schöner wächst und schönere und bessere Früchte trägt: so wächst der Mensch, dem von dem rechten Glauben und von der guten Hoffnung mehr gute Liebe kommt, auch schöner, hütet vor dem Bösen sich, und trägt weit schönere und bessere Früchte in Thaten, die durch ihre Schönheit zum Beispiel dienen, und durch ihre Güte zum Nutzen sind. O wer vermöchte diese Tugend, wer genug zu loben und zu preisen! Alles, was in der Schrift geschrieben steht, es steht dazu geschrieben nur, damit die Menschen Liebe fühlten, damit sie liebten Gott und ihren Nächsten, und dazu ist der wahre Glaube am meisten nöthig, daß Gott die wahre Liebe erwiesen werde. Die Weisen wissen, was die rechte Liebe ist, und wissen auch, daß sie die Liebe doch nicht völlig kennen. Es sagt von ihr Sanct Augustin: „Kurz ist und groß das Lob der Liebe, wenn's von ihr heißet in der Schrift: „Gott ist die Liebe, und wer in ihr wohnt, der wohnt in Gott." O welche sichere und angenehme Wohnstatt hätte jener, der immer in der Liebe wohnte! Jewede Arbeit würde dann ihm leicht sein; denn die Liebe ist stark, so wie der Tod. Der Tod nimmt alles, und die Liebe trägt alles. Und sie hat auch diese wunderbare Eigenschaft, daß reich wird, wer sie zu gebrauchen weiß; denn was er anrührt, alles das wird sein. Auch dies vermag die rechte Liebe, daß, wer sie in sich trägt, zum Guten wendet alle Dinge, die Sünde selbst; denn Reu' empfindend über seine Sünden, liebt er Gott stärker noch, wenn ihm Verzeihung wird von dem, der ihretwegen ihn verdammen könnte. Darum sagt Johannes, der die Liebe kannte: „Wer nicht die Liebe hat, der wohnt im Tod."

Hausherr, Hausfrau und Gesinde.

I.

Jedweder Hausherr unter seinem Gesinde, ob arm, ob reich, er soll der Sonne gleichen. Wie die Sonne ein Licht, von welchem Mond und Sterne ihren Glanz entlehnen, und das alles wärmt, und trocknet des Kothes Schmutz: so soll der Hausherr ein Licht durch gute Thaten sein, und das Gesinde durch gutes Beispiel heiligen und guten Rath und sein ermahnend Wort, daß es Gott liebe, ihm die schuldige Ehre erweise, vor dem Bösen sich hüte, und den Priestern gehorche, wie es Gott befohlen hat. Glüht von der Liebe Gottes ein Hausherr selbst, dann wird durch ihn auch bald von gleicher Liebe das Gesind erwarmen, und wie die Sonne trocknet den schmutzigen Koth, wir der mit seiner Gluth sein Haus von allem Unflath reinigen; denn siehet das Gesinde, daß der Hausherr Gott eifrig liebt, wird es in gleichem Trieb entbrennen, und Gott gleichfalls eifrig lieben. Erwägen soll der Hausherr, daß der Landmann, will er den Samen in die Erde streuen, Verschiedenes thut, um fruchtbar sie zu machen, damit das Unkraut und alles schädliche Gewächs zu Grunde gehe, und seine Saat um desto reichlicher gedeihe, und findet er harte Schollen, daß er sie zerschlägt. Wenn dies der Landmann thut für seine Saat, um wie viel eifriger soll da der Hausherr bemüht sein, daß er sein Gesinde und vor allem seine Hausfrau wohl erziehe; von ihr ja kommt die Hoffnung seines Stammes, seine Kinder: und trachten soll er, daß die Kindlein an dem Gesinde, besonders an der Mutter, nur alles Gute, alles Edle sehen, und sich's zu Herzen nehmen, geführt durch Lehr' und Beispiel, und auch

an Zucht und Ordnung sich gewöhnen. Darum soll jeder Hausherr, welch Geschäft er treiben mag, damit ihm Gott nicht zürne, nichts Unehrbares und nichts Schlechtes an seinem Weibe und dem Gesinde dulden, und hüten sich am meisten selbst davor, und soll dies thun um seiner Kinder willen, daß er nicht einst, ein Schuldiger, vor Gott ablegen müsse schwere Rechenschaft für sie und seine Kindeskinder; denn was die Kinder von den Aeltern sehen, ob Gutes oder Böses, daran gewöhnen sie sich, und leiten ihre Kinder zu Gleichem an. Er soll deshalb bei seinem Gesinde nichts Böses leiden: keine Lüge, keine unerlaubten Reden, und keine unvernünftige Gotteslästerung, nicht Spiel und Streit, nicht geheimen Umgang der Geschlechter, und nicht Diebstahl und verleumderisch Geklatsch. Denn wo ein Unfug durch des Hausherrn Schuld sich im Gesinde eingenistet, er hat ihn zu verantworten, und die Verantwortung wird desto größer sein, je größere Schuld er durch sein Wort und Beispiel trägt.

Darum gebietet jeder Hausherr in seinem Hause, daß er sein Gesinde bewahre vor dem Bösen. Doch soll er dies im Guten erst versuchen; kann er dem alten Uebel nicht auf einmal steuern, thu' er es nach und nach, das neue aber lass' er nimmermehr aufkommen, und gebrauche seine ganze Gewalt. Er denke daran, daß jener Eli im alten Testamente zwar selbst gut war, daß aber seine Söhne Böses übten, und daß er, wenn er sie auch tadelte, sie doch nicht strafte, und so Gottes Zorn auf sich lud. Nur bewahre sich der Hausherr vor nutzlosem Jähzorn, und nicht verfahr' er grausam mit seinen Dienern, seinem Weibe, vergessend nicht, daß Gott der einzige Herr, der seine, wie der ihre. Auch dies bedenk' er, daß nicht leicht wer frei von jedem Fehler, und daß, wer einen Fehler, der nicht

vielleicht der schlimmste grad', nicht nachsehen will, oft mehr verdirbt, als bessert, und anderes Aergre dulden muß. Es sieht der Turnheld seinem Rosse oft auch manches nach, daß es in anderen Stücken dienstwillig sei. Doch mein' ich nicht, der Hausherr solle sündige Nachsicht üben; es wähle jeder mit Verstand die rechte Zeit. Chrysostomus, der Heilige, giebt ein Beispiel, wie ein Ehemann, der eine Weltfrau zur Genossin hat, ihr nicht auf einmal alles untersagt, um ihr die Aenderung nicht zu vergällen, sondern ihr nach und nach zuerst das Schlimmste auszureden sucht. Er spricht zu ihr, welch schmählich Ding es sei, mit Schminke sich zu malen, fremde Haare auf sich zu laden, und wie oft ihr das, statt Ehre, Schande bringen werde; Vernünftige, sie schauend, würden sie für eine Närrin halten; andere Frauen aus Neid, daß man sie lobe, würden sie verrathen, ein Gespötte aus ihr machen; sie werde sich vor ihrem eigenen Gesinde oft aus Schaam verbergen müssen, und doch trotz allem Streben, allen Mitteln, jung zu erscheinen, altern. Nach einer Weile spricht er dann zu ihr, wie gut ein ehrbares, bescheidenes Gewand ihr stehe, wie sie da liebenwürdiger sei, als wenn sie sich gleich einer Göttin kleide, und wie ein Weib, das nicht Leichtfertigkeit, unzüchtigen Sinn im Anzug, Hoffart zeige, den Beifall der Vernünftigen und ordentlichen Menschen sich gewinne, und wie es Gott gefalle, der Nachbarschaft zum Beispiel dienend, wenn es in gutem, doch anständigem Gewand einhergeh'! Und so schafft ein Hausherr in allen anderen Dingen auch allmählig und mit Güte mehr, als wenn er hastig und gewaltsam handelt; denn jedermann ist also freiheitliebend und stolz schon von Natur, daß er weit eher sich rathen, als sich zwingen läßt.

Auch hüte sich der Hausherr wohl, daß er auf schlechte

Art nicht Gut gewinne; denn diese Sünde wird gar schwer gebüßt. So groß ist jedoch die Verblendung des Satans, daß sie lieber Klöstern Almosen schenken, Kirchen bauen, als schlechterworbenes Gut zurückerstatten. Wer aber solches Gut besitzt, und weiß, wem es gehört, erstatt' es ihm zurück, und weiß er es nicht, verwend' er nicht das Gut nach Willkür, sondern pflege Rath mit seinem Bischof, und verwend' es so, wie der befiehlt. Doch weil es unangenehm, rückzuerstatten, thut man's nicht, behält für sich, was eines Fremden ist, insonderheit den fremden Lohn. Bezahle darum jenem, der dir Arbeit leistet, sogleich und säume nicht bis morgen; er hat vielleicht des Abends nichts zu essen, und weiß nicht, wo und wie er sich's verschaffe. So lehrte Greis Tobias seinen Sohn.

II.

Dem Monde gleich ist eine weise und edle Hausfrau. Denn so wie der Mond all seine Schönheit von der Sonne nimmt: so ihre Ehre die Hausfrau von dem Manne, wenn beide in getreuer und wahrer Liebe auf einander blicken, daß zwischen ihnen nichts, wodurch sich ihre Liebe trüben könnte; dagegen sehen wir, wie sich der Mond alsbald verdunkelt, wenn sich zwischen die Sonne und ihn die Erde stellt, so daß nicht gradehin die Sonne auf den Mond vermag zu blicken, und wenn die Sonne ihre Schönheit verlöre, wäre der Mond auch seiner ganzen Schönheit beraubt. Darum thut die Hausfrau schlecht, die ihren Mann geringschätzt, ihn zum Gelächter macht, und ohne große Noth so von ihm spricht, daß er geschändet wird. Wohl manche meint, es sei der Mann durch sie geehrt, und ihr nichts nütze, und wähnt, er sei ihr nur ein Hinderniß,

und besser wär' es, wenn sie keinen hätte; doch bis sie einsam und verlassen steht, dann wird sie erst empfinden, was das sei, wie es weit übler dann mit ihr bestellt, und größere Schmach ihr Loos, als sie auf ihren Mann vor anderen einst mit schlimmen Worten häufte. Darum möge jede Hausfrau, die weise sein will, lieben ihren Mann und weder mit dem Leibe sich noch mit dem Geiste über ihn erheben; denn größere Ehre hat die Hausfrau durch ihren Mann, als er durch sie.

Fünf Dinge sind es besonders, wodurch die Hausfrau ihren Mann an sich kann ziehen ohne Sünde, daß er sie liebgewinnen wird. Wenn die nicht fruchten, werden Zauberkünste ihr auch nicht helfen, und wenn sie auch hülfen, es soll der Mensch nicht, frevelnd an Gott, beim Satan Hilfe suchen; denn alle Zauberkünste, Hexenmittel sind offenbare Zeichen eines Bundes des Menschen mit dem Satan, oft insgeheim gerichtet gegen Gott, und scheinen sie auch nicht böse, so ist dabei doch immer eine Lüge, nutzloser abergläubiger Tand. Darum lasse jede Hausfrau, Gott vertrauend, die Zauberkünste sein; denn trifft sie die fünf Dinge, wird ihr des Mannes Liebe kaum entgehen. Es sind die Dinge, welche die Verwandten einst Sara lehrten, als sie Tobias Weib geworden war.

Das erste ist: Sie ehre den Schwiegervater und die Schwiegermutter. Es ist natürlich, daß jedweder gern die Ehre seines Vaters und seiner Mutter sieht. So hat es Gott befohlen, und des Vaters Schande ist des Sohnes Schande. Darum ehre die Hausfrau ihres Mannes Freunde, will sie geehrt von ihrem Manne sein.

Das zweite ist: Sie liebe ihren Mann. Ist dieses, so ist alles. Und sie liebe ihn nicht nur geistig, leiblich auch; denn solche Liebe ist in der Ehe natürlich, so lange sie Gott als Gott

erkennt, und menschenwürdig bleibt: nicht mögen Eheleute sie versäumen, außer daß sie höchst weise und tugendfest und standhaft wären. Und liebe dich dein Mann auch nicht, liebe du nur ihn, und zeige ihm deine Liebe in Thaten. Denn erwiederst du Nichtliebe, wird die Nichtliebe stets nur größer werden; doch liebst du ihn ohne Unterlaß, dann wär'es unerhört, wenn er die Liebe mit Liebe nicht vergälte. Und thät' er es auch nicht, so hast von Gott du zweierlei Belohnung zu erwarten: die eine dafür, daß du treu ihn liebst, so wie es Gott befiehlt; die andere dafür daß, in Demuth du Nichtliebe erträgst.

Das dritte ist: Die Hausfrau sei eifrig bemüht im Kreise des Gesindes, daß dieses, seine Ordnung haltend, des Nöthigen nicht entbehre, daß es nicht hadre unter sich, nichts Unehrbares sich zu Schulden lasse kommen; denn solches bringt zumeist der Hausfrau Schmach.

Das vierte ist: Sie trage Sorge für ihres Hauses Reinlichkeit, daß es gefegt und jegliches Geräthe sauber sei; auch wisse sie zu rechter Zeit aufzubewahren, auszugeben, wie's einer ordentlichen Wirthin ziemt.

Das fünfte ist: Sie hüte sich vor bösen und vor unverschämten Reden, sie hüte sich vor Zank und Streit mit dem Gesinde und ihrem Manne, und thue in Güte lieber alles ab, und nie gescheh' es, daß sie sich berausche; ist Trunkenheit an jedem häßlich, am Weibe ist sie ein entsetzlich Ding.

Vor allem Demuth eigne jeder Hausfrau, nicht die abscheuliche, die holde Demuth. So wollt' es Gott, als er zu Eva sprach: „Vermehren will ich Deine Arbeit, und unter Schmerz sollst Du gebären, und über Dich gebieten soll der Mann.“ Das Elend, das durch Eva's Hoffart über die Welt kam, durch die Demuth der Gottesmutter ward es gut gemacht

und nicht nur gut gemacht es ward durch sie der Mensch auf wundervolle Art verherrlicht. Und wär' ein Weib das garstigste Geschöpf, wenn es demüthig ist, so muß der Mann es lieb gewinnen; denn eine Hausfrau, die demüthig ist, vereinigt die fünf Tugenden, die ich bezeichnet, allesammt in sich. Sie ehrt des Mannes Freunde, sie ist aus Liebe ihrem Manne gehorsam, und also dient sie dem Gesinde zum guten Beispiel, das sie gleichfalls ehrt, sieht es sie ehren ihren Mann, und wehrt sie im Gesinde allem Bösen. Das aber ist der Hausfrau heilige Pflicht, in Zucht zu halten ihr Gesinde, und es zu allem Guten anzuleiten, die Kinder insbesondere. Sie gleichet nicht den stolzen Müttern, denen die Welt allein am Herzen liegt, und die der Kinder Leib nur lieben, für ihre Seele keine Sorge tragend. Die wünschen nur, es möchte ihren Kindern recht wohl ergehen; was dann aus ihnen werde, darum kümmern sie sich nicht. Sie wollen sie als Ritter, wollen sie in hohen Aemtern glänzend schauen: mit Gott sie zu befreunden suchet keine. Mit großem Aufwand suchen sie Verdammung ihren Kindern zu erwerben, und nehmen nicht das Heil umsonst von Gott. Sehen sie die Kinder arm, da seufzen sie; doch sehen sie, daß sie sündigen, betrüben sie sich nicht. Und also zeigen sie, daß sie nur Mütter der Leiber, nicht der Seelen sind. Die gute, die demüthige Hausfrau aber versäumt zwar nicht der Kinder irdisch Wohl, und sorgt für ihre Habe, ihre Ehre, weltliche Bildung; doch sie lehrt sie auch, daß sie Gott immerdar vor Augen haben — bei Tag und Nacht, wie bei der Arbeit, so in der Muße, seiner stets gedenken, und zu ihm beten und nach ihm begehren, und leitet sie, so viel sie kann, in Güte zu allem Guten an. Und es bewahren die Kinder oft das Wort der Mutter besser im Herzen, als des Vaters Wort. Die Hausfrau, die demüthig

ist, besorget auch ihr Haus, die Wirthschaft mit emsigem Eifer. Stolze Frauen thuen oft gleichfalls so, doch in ganz anderem Sinne, sie häufen auf für sich allein; die gute, die demüthige Hausfrau für sich mit ihrem Manne, ihren Kindern, dem übrigen Gesinde, und oft vergißt sie sich, und denkt der anderen nur. Sie isset nicht ihr Brot in Müßiggang; denn Müßiggang ist aller Laster Anfang. Gott schuf darum die Menschen nackt, gab ihnen Unlust vor dem Ungekochten, beschwerte sie mit mancherlei, daß sie nicht müßig gingen. Doch man kann nicht müßig gehen, und Unnützes thun; darum macht die gute Hausfrau sich stets etwas Nützliches zu schaffen, was ihrem Manne, ihren Kindern, dem übrigen Gesinde frommt. Es sagt die Schrift: „Der guten Hausfrauen Gesinde fürchtet nicht des Winters Frost." Stets nützlich-rührsam ist die Hausfrau, die Demuth ziert, und arbeitet selbst mit ihren eigenen Händen, um Almosen zu spenden, Gottes Tempel zu beschenken; an heiligen Tagen aber feiert sie. Und wie dem Streit und allen bösen Reden sie im Gesinde, bei den Nachbarn wehrt, entschlüpft ihr selbst kein einzig schlimmes Wörtlein, und immer theurer wird sie so dem Manne, und Gottes reicher Lohn beglückt ihr Haus.

III.

Den Himmelssternen gleich soll das Gesinde durch mannigfaltige Tugenden erglänzen. Es ist verschieden: Kinder theils, theils solche, die für Geschenke dienen oder Lohn. So lange die Kinder klein, ist da kein Unterschied. Sie sollen mit den Dienern gehorsam insgesammt dem Hausherrn sein. Doch weil Gehorsam, je mehr aus wahrer Liebe er hervorgeht, um

desto minder knechtisch ist, und schmackhaft sich und angenehm erweist, so möge das Gesinde zuerst aus wahrem Christenglauben, in guter Hoffnung, voll Aufrichtigkeit, zweifache Liebe hegen: zu Gott und zu dem Nächsten um Gottes Willen. Hegt es die Liebe, wird es bald begreifen, was es Gott schuldig, was dem Hausherrn, was seinen Mitgenossen, wird sich selbst erkennen, sich erkennend demüthig, und aus Liebe und Demuth gehorsam sein.

Vor allem kehret euer Herz zu Gott, denkt seiner oft, sehnt euch nach ihm, und bittet, daß er euch handeln lasse, wie ihm lieb, und euch verzeihe, was ihr verschuldet habt! Preist ihn im Herzen, schauend, wie er alles, was ist, so wunderbar, so groß und nützlich gemacht! Seid ihm vom Herzen dankbar für alles Gute, denn ihr habt es ja von ihm: Gesundheit Stärke und Verstand, Geschicklichkeit und viele andere Gaben, von denen ihr nicht einmal wißt. Und auch das Widerwärtige, das euch trifft, wollt ihr, es kann euch alles frommen. Und könnt ihr mit Almosen nicht den Himmel euch erwerben, wie die Reichen, und nicht mit Fasten, mit Gebeten und mit Wallfahrten, wie die Arbeitsfreien: verlangt darnach in eurem Herzen nur, Gott wird das wohl von euch zu schätzen wissen. Bekennet Gott mit euren Lippen auch! Darum enthaltet euch von allen verbotnen Reden, wie vor einer bittren und eklen Speise. Kennt man an der Sprache des Menschen Vaterland, so weiß man auch nach seinen Reden wohl, ob er aus Gottes, ob aus des Satans Reiche. Oeffnet darum den Mund zu keiner Lästerung, zu keinem Fluche, zu keiner Lüge; die Lippen, welche lügen, morden die Seele, und die Lüge macht, daß man der Wahrheit keinen Glauben schenkt. Führt schmutzige Reden nicht, und wollt ihr euch mit Gesang erfreuen, singt Lieder nicht, wie

die, wodurch sich eitle Mädchen und Frauen, die thörichten, verherrlicht wähnen; von Gott und seinen Heiligen singt, und fühlt die Wonne, seinen Preis zu künden! Preist Gott auch durch die That! Vor allem wahret euers Leibes Reinheit, ob ihr nun ledig, oder Wittwer und Wittwen, oder Ehegatten. Es sagt der heilige Paulus: „Wißt, daß kein Unkeuscher eingeht in den Himmel!“ Todsünde ist Unzucht treiben, und keine Sünde, als sie, hat Gott so allgemein gestraft. Mit Wasserfluthen hat er ihrethalben ersäuft das menschliche Geschlecht bis auf acht wenige Menschen, und in des Höllenabgrunds Flammen fünf Städte ihrethalben hinab gestürzt. Wie Gott die Reinheit liebt, das hat er ja der Welt gezeigt, indem er selbst aus einer reinen Jungfrau ward geboren! Und alles Gute, was ihr thut, thut es zu Gottes Ruhm und Ehre; denn übt ihr es in einem andern Sinne, so werdet ihr von Gott hinweg gezogen.

Gegen den Hausherrn dann betragt euch so, daß ihr getreu ihm seid im Herzen, mit eurem Munde, so wie durch die That. Zuvörderst in dem Herzen! Treibt den Neid heraus, und fraget nicht, warum der Hausherr euer Herr sei. Das ist Gottes Geheimniß. Wisset aber, daß der Weg gottseliger Untergebnen in den Himmel weit kürzer, sichrer, als der Weg der Herren. Auf welchem Weg daher euch Gott dahin führt, der ist gut. Und dienet ihr bei einem Hausherrn, haltet ihn in Ehren, so wie der heilige Paulus sagt: „Ihr Diener wißt, daß eure Herren würdig, von euch geehrt zu werden.“ Und dies schreibt er an jene, deren Herren Heiden waren. Zu denen, welche Christen zu Herren hatten, spricht er so: „Da eure Herren eure Brüder sind in Gott als Christen, liebt sie um so mehr, und nicht erhebt euch frevelnd über sie!“ So liebt denn

eure Hausherren, und bezeigt euch dankbar gegen sie, die für euch sorgen, und all das Gute, das sie euch erweisen, bewahrt's im Herzen! Und bemerket ihr, daß sich der Hausherr übereilt, vergeßt es im Namen Gottes; denn es stürmen oft so viele Geschäfte auf ihn ein, daß er nicht immer Meister seiner selbst. Seid ihm getreu auch mit dem Munde! Antwortet ihm nicht widerspenstig und keck ins Angesicht, beredet ihn nicht hinter seinem Rücken! Weit besser, ihr verlaßt den Herrn, als daß ihr Böses von ihm reden möchtet. Und selbst wer aus dem Dienste scheidet, spricht seine eigne Schande, spricht er schändlich von dem, in dessen Dienst er stand. Wie darum dem Hausherrn Gutes soll gönnen euer Herz, soll von ihm Gutes auch sprechen euer Mund. Doch nicht der Wahrheit zuwider lobt ihn; aber könntet ihr in Wahrheit auch ihn tadeln, schweiget lieber, wenn nicht das Wohl der Christenheit verlangt, daß ihr nicht schweigt. Es sagt der weise Seneca: „Lobe sparsam, aber tadle noch sparsamer!“ Zu großes Lob taugt nicht, so wie zu großer Tadel. Zu großes Lob erscheint wie Schmeichelei, zu großer Tadel rühret gern vom Neide. Seid auch getreu dem Hausherrn durch die That! Vollzieht, was er befiehlt, ist es nicht etwa gegen Gottes Gebot und das Gebot der Kirche, vollzieht, was er befiehlt, mit regem Eifer, nicht blos des Lohnes wegen, den euch der Hausherr giebt, vielmehr des ewigen Lohnes wegen, der euer wartet in des Himmels Reich. Der heilige Paulus sagt: „Die Dienste alle, die ihr leistet, leistet sie in dem Sinne, als ob ihr Gott, und nicht allein den Menschen dientet, indem ihr wißt, daß euch von Gott der ewige Lohn verheißen ist.“ Seid nicht zum Schein getreu, aufrichtige Treue bewähret, und zwar in großen, wie in kleinen Dingen. Und seht ihr eurem Hausherrn Schaden drohen, daheim, wo

immer, warnet ihn, vermögt den Schaden ihr nicht selbst zu hindern; und heilig sei euch seines Hauses Ehre, des keuschen Joseph Beispiel schweb' euch vor.

Unter einander liebet euch zu erst im Herzen, und bannt daraus den Neid, den Stolz hinweg! Liebt jeder erst den andern recht, erkennt er bald, was noth dem andern ist, und zeigt ihm seine Liebe durch die That, belehret und ermahnet ihn, und ist zu allem Guten ihm behilflich. Doch liebt zuvörderst Gott, den Hausherrn dann um Gottes willen. Denn wühlet Feindschaft im Gesinde, erwächst dem Hausherrn mannigfacher Schaden; doch liebt es sich zu sehr zu seines Herren Nachtheil, ist auch dies dem göttlichen Gebot zuwider. Auch mit den Lippen zürnt einander nicht! Wie furchtbar-thöricht ist's, die Liebe im Wind, mit schlechten Worten, zu verlieren! Und trügt einander nicht, verlacht einander nicht; aus dem Gelächter entsteht oft Zorn, und aus dem Zorne Todtschlag. Es gilt den Funken zu ersticken, bevor das Feuer mächtig um sich greift. Und wie ihr's haltet unter euch, so haltet's mit Fremden auch nach Christenart. Eine gar gute Sache ist die Zucht und Sitte im Gesinde, die gottesfürchtige, und reine Liebe im Glauben, in der Wahrheit. Und wer zuerst Gott liebt, und treu dem Hausherrn dient um Gottes willen, und lebt mit den Genossen, wie es recht, sich wahrend vor der Sünde, beflissen, Gottes Willen zu vollbringen, der hört nach seinem Tode das selige Wort, mit dem ihn huldvoll Gott begrüßen wird. „Hab' Dank, getreuer Diener du! Du warst in kleinen Dingen mir getreu, ich will zu großen dich erheben.“

Die Engel und die Menschen.

In seiner Weisheit hat der Herr der Herren, der König aller Könige, Gott der Schöpfer, die Engel seines ewigen Wonnereiches nach ihrer Würde in drei Ordnungen getheilt, und jede der drei Ordnungen in drei der Chöre wieder, so daß neun Engelchöre im Ganzen sind. Und so hat er, der Weltregierer, drei Stände, die sich gleichfalls dreifach theilen, unter den Menschen auch gegründet. Und so wie jede untere Engelordnung Erleuchtung, Läuterung und ihrer Vollendung Fülle von Gott, doch durch die obere empfängt: so soll auf Erden auch der unterste der Stände beiden höheren, der mittlere dem obersten gehorchen, so wie der heilige Paulus sagt: „Jedweder sei unterthan der höheren Macht, denn alle Macht, sie ist von Gott, und was von Gott, das ist wohl eingerichtet.“ Wer also sich auflehnet gegen die Macht, der lehnt sich gegen Gottes Einrichtung auf, und wer sich gegen Gottes Einrichtung auflehnt, den trifft das Gericht.

Der erste Stand belehrt die anderen, der zweite schirmt sie, und der dritte besorgt, was jene beiden brauchen; darum achte keiner den niedrigeren Stand gering, da jeder dem anderen von Nutzen. Sehet, wie jeder Menschenleib aus kleineren Gliedern und größeren besteht! Und alle sind vonnöthen, sowohl die, womit der Mensch sich an der Erde festhält, wie die Füße, als die, womit den Füßen er und anderen Gliedern Dienste erweiset, wie die Hände, und natürlich auch das Haupt, nach dessen Sinn die Hände dem ganzen Leibe Dienste erweisen und ihn beschützen, die Füße jedoch ihn tragen und ihn halten. Und welche Liebe zwischen diesen Gliedern, dieselbe Liebe soll auch zwischen den Menschen der drei Ordnungen bestehen. Seht nur, wie groß

der Glieder Liebe ist! Weit ist der Fuß vom Haupte, so wie die Finger der Hand; doch kaum beginnt der Sinn, der in dem Haupte thront, zu wollen, daß sich der Fuß, der Finger sich bewege, und schon bewegen sie sich in der That. Und bleibt ein Dorn im Fuße sitzen, gleich sind die Glieder alle mitleidsvoll geschäftigt, jedes ist bemüht, zu helfen, wie es nur vermag und kann. Es wendet seinen Sinn das Haupt dem Dorne zu, die Augen suchen ihn, die Hände möchten seiner sich bemeistern, und der Rücken beugt sich, damit die Augen ihn gewahren könnten; die Zunge selbst, als wär's ihr eigner Schmerz, sie ruft: „Ach welch ein Schmerz!“ Und doch ist in der Zunge nicht der Schmerz, ist in dem Fuße, und todt nur müßte das Glied sein, das den Schmerz des anderen nicht empfände, nicht dienstfertig sich erwiese. So möge wechselseitige Liebe auch der Kirche Glieder stets erfüllen!

I.

Der höchste Chor der ersten, vornehmsten Ordnung ist jener heil'gen Geister Chor, die Seraphim geheißen werden; denn sie am mächtigsten sind von der Liebe zu Gott entflammt, und kennen Gott und schauen ihn am besten, und alle Gaben der niedrigeren Engel besitzen sie im vollsten Maß. Und darum heißen sie die Liebentflammten, weil es von höherem Werthe, aus vollster Seele Gott zu lieben, der selbst die Wahrheit ist, als sie, die Wahrheit zu erkennen. Aus diesem Chor zum Abgrund stürzte der schönste, welcher der erhabenste von allen sollte sein, wenn er bestanden wäre, Lucifer, und riß den zehnten Theil der niedrigeren Engel in seinem Sturze mit sich hinab. Denn als ihn Gott erschaffen hatte, so liebeflammend,

daß er, wenn er bestanden wäre, in Ewigkeit glückselig konnte sein, ward er, sich so erhabend schauend, aus eignem Willen von Eigenliebe mehr, als Gottesliebe bewegt, und so geschah's, daß er von Gott in Ewigkeit geschieden, und daß ihm Last die Wahrheit überall, obwohl er ihrer nirgend entbehren kann. Auch hier auf Erden ist ein höchster Chor der höchsten Ordnung. Zu dem gehörten Moses einst und andere Propheten, und die Apostel und Evangelisten, und ihrer Jünger ganze Schaar. Und noch giebt's Menschen unter uns, die jenem Chore angehören: die edlen, frommen Seelen alle, so Männer, wie nebst ihnen Weiber auch, in allen Erdenregionen, die all ihr Sinnen Gott nur weihen, und nichts verlangen außer Gott.

1.

Zu euch von ihnen red' ich hier zuerst, die ihr nicht in der Schrift belesen seid, daß ihr nicht stolz verdammen möget, getrogen von dem Aeußeren, von dem Schein. Es scheinen manche von der Liebe zu Gott zu glühen, als ob sich andere an ihrer Gluth entzünden könnten, doch wenn sie Unglück trifft, erlischt die Flamme: gleichwie die heiße Kohle leuchtend glüht, doch wenn ihr sie mit etwas Wasser nur begießet, schnell erlischt. Und andere wieder scheinen in der Liebe zu ihrem Gott ganz kalt, allein begegnet ihnen Misgeschick, dann flammen sie erst hell empor: gleichwie gebrannter Kalkstein kalt, doch gießet Wasser ihr auf ihn, aufzischt in siedendheißer, lichter Flamme.

Für's zweite merkt Johannis Wort: „Wer kann behaupten, daß er Gott liebt, den er nicht sieht, liebt er den Nächsten nicht, den er ja sieht?“ Und dann: „Wer kann behaupten, daß er den Nächsten liebt, wenn er des Nächsten Noth gewahrt,

und helfen kann, und doch nicht hilft?“ Und sprach der Herr nicht selbst: „Was dem Geringsten der Meinigen ihr erweiset, erweist ihr mir?“ Und: „Wer der Höchste will von allen sein, der sei der Diener aller?“ Die Lust an himmlischen Gedanken ist nur ein kleiner Morgeninbiß gegen die Lust der Ewigkeit, erfüllet ihr thatkräftig Gottes Willen. Darum überhebt euch nicht in eueren Verzückungen, und setzt das Höchste in ein arbeitsames Leben, das guten Thaten ist geweiht. Zwar ist die Arbeit unschmackhaft, doch bietet sie einen schönen Anblick und duftet wundersüß mit ihrem Beispiel.

2.

Euch aber, Ordensbrüder, denen die Schrift nicht fremd, euch ruf' ich zu: Erfüllet das Gelübde, zu dem ihr euch verbunden habt, und nie vergesset, daß das Gelübde ob euch, nicht ihr ob dem Gelübde herrschen sollt. Der greise Jeremias jammerte einst herzlich ob Jerusalems Zerstörung, und jammernd rief er aus: „Wie ist das Gold verloschen, wie hat seine prächtige Farbe sich umgewandelt, und des Tempels Steine, wie sind sie auf den Straßen rings zerstreut!“ Dem Golde läßt sich der Ordensbrüder Stand vergleichen; denn gleichwie das Gold das Theuerste, was aus der Erde wir gewinnen, und sich läutert in der Gluth, so ist der Stand der Ordensbrüder der edelste von allen, als Grund und Born der höchsten Tugenden. O habet Acht, daß keine Klage sich erhebe über ihn! Er ist ein labungsreicher Schatten jedem, der vor der weltlichen Begierden Flammen sich flüchten will; er ist das Schiff, das sicher durch des Lebens Wogen fährt. O laßt euch von den Wogen nie ergreifen!

In Wahrheit, nichts Geringes ist's, all seinen freien

Willen zum Opfer darzubringen! Nicht besser kann der Mensch genugthun für die Sünde, als durch Gehorsam; denn von dem Ungehorsam ging die erste Sünde aus, die jeglichem Verderben uns dahin gab. Und wohl nicht klein ist das Verdienst, nichts Eigenes, so gar nichts zu besitzen, und nur an Gott zu denken, und durch Gebet, Gesang und Werk ihn zu verherrlichen, da andre blos um Speise und Trank, Gewand und volle Schränke sich bekümmern. Auch giebt es keine größre Sicherheit, sein Leben rein und keusch zu leben. Dies aber sind die drei Haupttugenden, auf denen, als auf guten Gründen, zu aller Heil der hohe Bau des himmlischen Jerusalems empor steigt.

II.

Der zweite Chor der Engel führt den Namen Cherubim. Die sind an Kenntniß reicher, und liebentbrannter, als alle niedrigeren Engelchöre, und darum tragen jenen Namen sie, weil alle ihre Liebe und ihre andren Gaben alle, womit von Gott sie ausgestattet sind, aus ihrem Wissen gehn hervor; so wie der Ersten Wissen, und alles andre Gute, was sie haben, aus ihrer Liebe zu Gott entspringt. So giebt es auch viele in der Welt, die weil sie Gott inbrünstig lieben, am Geiste groß sind, und die Schrift verstehn, und andre wieder, die Gott lieben, weil sie erkannt ihn haben in der Schrift.

Sie nun, die hochachtbaren Männer der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit, vergleiche ich den Cherubim, wie jene ich den Seraphim verglichen. Doch wie so manche Engel aus dem Chor der Cherubim zum Abgrund stürzten, und all ihr Wissen, ihr Verstand und Geist in List und Ränke sich verkehrte: so

können von der Wahrheit abfallen manche der Gelehrten auch. Darum sollen die, die schon von Kindheit an nach Weisheit trachten, nach solcher Weisheit trachten, wodurch sie mit den kenntnißreichen, wahrhaft verständigen Engeln verbunden bleiben, nicht deshalb, um Lob und irdische Ehre zu gewinnen, sondern um zu erkennen Gott, und um Gott andren zu verkünden, und für die Wahrheit in den Kampf zu gehen. Gar sehr vonnöthen sind Meister in der Schrift, damit der Menschheit Heil gewahret werde, und sie nicht falle in Irrthum und in Wahn. Darum ruft David: „Verdorben wär' ich längst in meiner Unwissenheit, hätt' ich nicht fort und fort erwogen im Geiste dein Gesetz!" und ferner dann: „Die weise sind in Gott, sie werden wie die Sterne am Himmel strahlen!"

Nach Wissen denn gestrebt, nach heiligem Wissen; doch nicht damit ihr erst erfahret, ob ihr glauben sollt, sondern damit ihr festen Glaubens selbst, verstehet, was ihr glaubet, und voll von Gottes Liebe, andere zu Gottes Liebe entflammet. Denn an und für sich ist das Wissen ungenügend, und nimmer kommt zu Ende ihr; und nützt es, die Gebrechen und den Ruin der Sonne und des Mondes geraume Zeit voraus zu wissen, wenn ihr die eigenen menschlichen und fremden Gebrechen nicht erkennt?

Dabei vergeßt nicht, daß die Schrift gleich einem wunderbaren Strome, den oft die größten Elephanten nicht durchdringen können, während glücklich das Lamm hindurch gelangt. Die von der Wahrheit sich nicht rühren lassen, damit es ja nicht heiße, sie hätten Unrecht in dem Streit behalten, das sind die Elephanten, die ihre Knie nicht zu beugen vermögen; doch wer bekennet, daß er nicht begreift, der mag in Demuth wie ein Lamm, den Strom durchdringen. Darum sollen auch die rie-

sigen Elephanten den Lämmern es nicht wehren, wenn sie im Strome der Schrift sich von der Gluth der weltlichen Begierden erfrischen wollen.

Und stets das Ganze habt im Auge, und nicht im Einzelnen verfanget euch, damit ihr nicht getrogen werdet: gleichwie aus meinen Büchern mancher die oder jene Rede, dies oder jenes Wort, entlehnen könnte, und Meinungen mir unterschieben, die nimmer im Herzen ich gehegt.

III.

Der dritte Chor der ersten Engelordnung ist der der Thronen, Engel, durch die Gott seine Rathschlüsse bekannt giebt, Engel so ruhigunbewegten Sinnes, daß sie an dem nur unerschüttert halten, was ihnen von den höheren Engeln kommt. Aus diesem Chor auch stürzten viele zum Abgrund, und da sie heilig konnten sein, und selig in der Ruhe, der Wahrheit hold, sind nun sie in sich selbst zerrissen, und immer andres wollend, als sich gebührt, stürmen und stören sie, wo sie nur können, der ewigen Wahrheit Urtheilsspruch. Dem Chor vergleichbar sind vor allem die geistlichen Gerichte, die nach dem Rechte Urtheil sprechen, das von der Schrift kommt, wie die Schrift von Gott, da er sie über uns befestigt hat dem Himmel gleich, durch den die ganze Welt gehalten wird.

Schwer aber ist's hiernieden bei der Menschen Bosheit und List, das Urtheil wahr zu sprechen. Darum soll es nicht lauten nach des Richters Sinn, sondern dem Recht gemäß, das ausgemacht. Hört es, ihr Richter insgesammt, nach Gunst nicht oder Ungunst fällt das Urtheil, und nicht aus Furcht und aus Gewinnsucht nicht; sprecht gleiches Recht dem Großen,

wie dem Kleinen, dem Reichen wie dem Armen, mit dem Barmherzigkeit ihr fühlen sollt. Groß wird die Herrlichkeit gerechter Richter in dem Himmel sein, bis sich ihr Lohn wird offenbaren mit jenen Engeln, auf die Gott seinen Richterstuhl gestellt, von dem er Urtheil spricht ob allen Wesen; die aber schlechte Richter sind, sie werden an dem Tage des jüngsten, wahren Gerichtes in den finstern Abgrund der Qualen stürzen zu der Geister Heer, die ihnen halfen, als sie am heiligen Rechte frevelten.

Weh aber über uns auch, wehe, wenn wir mit List und Trug, entgegen der Wahrheit suchen unser Recht! Wie sollte Gott solch Thun nicht ahnden, wie nicht die Wahrheit furchtbar rächen, durch bittre Reue schon auf Erden hier, und dann in jenem Leben überm Grabe! Darum laßt uns, getreu der Wahrheit, lieber verlieren vor Gericht, als daß wir siegen wollten, sie verfälschend. Verlieren mit der Wahrheit wir, dann bleibt uns sichere Hoffnung, daß wir mit ihr einst siegen werden, bis ihres Sieges rechte Zeit erscheint. Wer mit der Wahrheit hier nicht leiden will, der wird sich dort mit ihr des Siegs nicht freuen; durch Leiden geht der Weg zu Himmelslust.

IV.

Dies ist die erste höchste Engelordnung, die sich in drei der Chöre theilt, und die zu Gott, festhaltend an ihm, empor uns hebt, so daß wir immer, wie durch Schiedsspruch erfahren, was zu thun, wofür wir zu entglühen haben, um zu beweisen unsren Gottesdrang. Der zweiten Ordnung erste Engel sind die, so *Herrscher* heißen. Mit ihnen läßt hiernieden der

Stand der Herren sich vergleichen, sammt allen Großen dieser Welt; denn edlen Wesens sollen sie sein, und sollen mächtig walten, nie dem ergeben, was unedel ist.

So mögen sie sich richten nach Gottes Ordnung, auf die Meister der Schrift und wackere Priester hörend! Denn keiner der Gewaltigen, spricht Salomon, entgehet Gott, der sich vor keiner Größe fürchtet, und der die Großen, wie die Kleinen erschaffen, und für alle Sorge trägt; doch hat der Stärkere die stärkere Verantwortung.

Sie mögen stets gedenken, daß um des Volkes willen sie, daß nicht das Volk um ihretwillen da ist, und walten, wie Gesetz und Recht, nicht wie sie selber wollen; und ist ein Mangel im Gesetz, so mögen sie mit den Erfahrensten des Volkes sich berathen, und wandeln das Gesetz, doch weise nur, und nur zum allgemeinen Wohl und Heile.

Gedenken mögen sie, daß wenn sie auch von Gott, dem Höchsten lassen, sie dennoch Gottes Diener sind, wie selbst der Satan Gottes Knecht verbleibet, da Gott die schlechtesten Plane auch zum Besten weiß zu kehren; und daß sie, wenn sie Gutes üben, doch ihretwegen nur: wenn sie die Armuth schützen, doch nicht, gleichwie die Henne ihre Küchlein, sondern wie Hunde Aas, damit es andere Hunde nicht verzehren: nicht zu gewärtigen haben Gottes Lohn.

Abscheulich ist es, thun sie denen Unrecht, die sie vor Unrecht schützen sollen! Darum mögen ihren Untergebenen sie hold und gütig sich erweisen, ohne aber daß sie gegen Gott durch ihre Milde sich versündigen. Hilft Milde nicht, dann mögen Härte sie gebrauchen; denn es schadet den Guten, wer die Bösen schont. Ein Schild den Guten seien sie, den Bösen jedoch eisenschwerer Hammer!

V

Der fünfte Chor der Engel, der zweite in der zweiten Ordnung, ist der der Fürsten oder Vordersten, das heißt der Ersten, Nächsten nach den Herrschern, dem unter uns der Stand der Ritter und Wladyken gleicht.

Die Priester, Wittwen und die Waisen zu schirmen vor Gewalt, die heiligen Lehren des Christenthumes zu verbreiten, Unrecht zu brechen, und durchdrungen von der Liebe zu Gott, um Gottes willen zu dem Nächsten, mit dem Gefolge ihrer treuen Mannen stets zum gerechten Kampfe bereit zu sein, das ist die Pflicht der Ritter. Was die Hände an unsrem Leibe, das in der Gemeinschaft der Christenheit sind sie. O welch ein schöner, ehrenhafter Stand!

Doch weil ihr Ritter und Wladyken euch mehr, als andere, mit der Welt befaßt, so seid vorsichtig! Leicht besudelt sich, wer Pech berührt, und leicht verdirbt, wer mit der Welt zu schaffen hat. Laßt euch vom Rathe der bösen Engel nicht verleiten, die aus diesem Chore auch zum Abgrund stürzten, die euch stacheln, daß ihr durch Prunk und Eitelkeit und fehdesüchtigen Uebermuth abfallet von der ewigen Wahrheit, mehr liebend eure irdische Ehre, als sie. O hört auf Gottes Wort, das euch bedeutet, wie ihr euer Amt zum Nutzen anderer verwalten sollt, und seid in Erdendingen ihr gewandt, bewährt euch in dem Dienste auch für euren Gott und für das Heil der Brüder!

VI.

Des sechsten Chores Engel führen den Namen Mächte, auserſehen von Gott, zu bändigen des Satans Wuth, damit dem menschlichen Geschlecht er minder schade. Das sind auf Erden hier die Strafgewalten, und gut und heilig ist ihr Amt; denn es gebot der Herr, daß Gottes Volk das Unrecht, das Gott angethan wird, räche; und Moses selbst, der sanftgutmüthige, ließ viele tödten, legte an manche sogar die eigene Hand, und söhnte so den Zorn des Höchsten aus.

Doch hüte sich der Rächer des Gesetzes vor Habsucht, daß er nicht um schnöden Gewinn sich freue über fremden Tod. Er sei nicht träge, sonst entgehet ihm des Bösen viel, und wird sich rasch verbreiten. Nicht geb' er sich dem Zorne hin, nicht übe aus Gunst er Nachsicht, und misbraucht er sein Amt, zu zeigen, wie gewaltig er sei, so seh' er zu, ob er nicht bald in seinem Rausch der Eitelkeit verflucht wird. Es sündigt, wer den Schuldigen läßt entschlüpfen, es sündigt, wer Unschuldige verfolgt, und wer nicht straft aus reinster Absicht, zur Ehre Gottes und des Nächsten Frieden, der sündigt abermals; denn wahrlich, über andere Tod verhängen, wenn auch gerecht, es bleibt doch grausenvoll.

VII.

Noch giebt es eine dritte Engelordnung, die niedrigste, und ihrer Chöre höchster wird der der Tugenden genannt, durch den Gott seine heiligen Wunder wirkt. Dem Chore gleichen unter uns vor allen die Ackersleute; denn ist's nicht groß und wunderbar, wenn aus dem Samen, den sie streuen, für Menschen und für Thiere Frucht erwächst? Doch mögen sie

nicht glauben, daß sie darum schon Gottes Engel sind. Zwar sagt der Redner Tullius: „Vor allen den Geschäften, womit der Mensch sich seinen Unterhalt erwirbt, ist keines besser, heilsamer und keines würdiger des freien Mannes, als das Geschäft des Ackerns ist;" doch sieht Gott nicht so sehr darauf, was von den Menschen wer, als darauf, in welcher Meinung er's vollbringt.

Und in den Chor der Ackersleute gehören auch die Handwerksleute alle, die mit dem mannigfaltigsten Bedarf auf wundergleiche Weise uns versorgen. Doch weil die bösen Engel, die auch aus diesem Chor zum Abgrund stürzten, der Wunder gleichfalls wirken, allein verderbensvolle, arge Wunder: so mögen sie sich hüten, daß sie uns, von Geldesgier entbrennend, statt unsres nöthigen Bedarfes nicht eitlen Tand, nicht schlimme Dinge bieten; unschuldig sei, womit sie uns erfreuen.

Hört mich ihr Ackers- und ihr Handwerksleute! Im Geiste des Glaubens und der Wahrheit, ohne Falsch und ohne Fälschung, redlich sollt ihr eure Arbeit thun zu aller Frommen, und ohne Hoffart essen euer Brod, mit ihm auch eures Nächsten Hunger stillend. Und ob ihr noch so Nützliches und noch so Nöthiges thut, vergeßt dabei nicht, Gott den Herrn zu feiern, und was ihr thut, vollbringt es, euren Sinn auf Gott gerichtet; denn es ist Gott, von dem ihr drüben einst den besten Lohn empfangt für eure Mühe.

VIII.

Der Chöre achter trägt den Namen der Erzengel, die Gottes Botschaften an uns, Botschaften größerer Bedeutung, vollbringen. Ihm vergleichen sich auf Erden die Kaufleute,

die uns theure und unbekannte Güter weit daher zuführen aus entlegner Ferne.

Möchten auch sie bei dem, was sie beginnen, den allgemeinen wahren Nutzen stets im Auge haben, sich zufrieden stellend mit mäßigem Gewinne, um bescheiden ihr und der Ihrigen Leben hinzufristen. Bemeistert ihrer sich Gewinnsucht, werden sie sich bald zu List und Trug und andrer Sünde verleiten lassen, und der Wucher dünkt ihnen keine Sünde mehr. Nicht Sünde der Wucher? Geld für Geld zu nehmen, das dir zurückgezahlt wird, also Geld für nichts? Und du berechnest dir die Zeit? Wessen ist die Zeit? Dein ist sie nicht. Die schon vergangen, hast du nicht; die kommt, du hast sie auch nicht, und die Zeit, worin du lebst, wie ist sie kurz, so daß die gegenwärtige schon vergangen, und du in ihr so flüchtig lebst, daß dir's Unmöglichkeit, zu unterscheiden, wann du sie gewärtigst, wann sie entflohen. Und du willst sagen, die Zeit sei dein? Die Zeit ist Gottes, und weil sie Gottes ist, verkauf' sie nicht; nicht zum Verkaufen hat er sie gegeben.

IX.

Den neunten Chor, den letzten aller, bilden die Engel, die blos Engel heißen, Boten, die uns nach Gottes Willen stets und überall umschweben. Ihnen gleichen die kleineren Kaufleute, die uns nie verlassend, jederzeit um uns geschäftig sind. Und denen weiß ich nichts Besseres zu rathen, als was ich schon den anderen treu gesagt: es sei und bleibe Gott ihr höchstes Ziel.

So sind, wie dort im Himmel drei Engelordnungen, die wieder sich dreifach theilen, auch verschiedene Stände der mensch-

lichen Gesellschaft hier auf Erden, und zwar durch Gottes Macht, der seine Gaben verschieden ausgespendet. Und wer Gott dienen will und wohlgefallen, der übe munter jenes Standes Pflichten, in den ihn Gott gesetzt. In jeglichem hat er genug zu thun, ein jeglicher hat seine volle Mühe. Und tritt, von Gott geleitet, er in einen andern ein, so streb' er in dem neuen mit frischerneuter Kraft; denn besser ist's, im niedrigsten zu wirken, als unstät hinzuleben ohne Ziel. Und ist ein Stand auch höher, als der andre, wer in dem niedrigsten gewissenhaft die Plichten übt, die ihm darin obliegen, hat größeres Verdienst bei Gott, als wer im angesehensten saumselig sich und träge zeigt. Nothwendig ist ein jeder Stand, und jeder soll dem andern Nutzen schaffen; darum sollen aller Stände Glieder sich gleichwie des Leibes Glieder lieben, und wechselseitig Dienste sich erweisen in Treue und christlicher Verbrüderung. Doch wer die Gaben gern besäße jedwedes Standes, der liebe alle Gaben jedes Standes, und alle sind dann durch die Liebe sein.

Der Stufenweg.

Der Menschen Stände alle sind von Gott, vom höchsten bis zum niedrigsten, und gleichen der Engel Ordnungen. Doch wollen wir zu Gott empor, so muß jedweder von uns durch jeden Chor der Engel gehen, vom niedrigsten bis zu dem obersten; ja ist es uns bei unsrer Nichtigkeit und Ohnmacht möglich, so müssen wir noch höher streben, wie der Heiland sagte: „Vollkommen seid, wie euer Vater vollkommen ist."

Jedweder soll zuerst den Engeln ähnlich zu werden trachten, welche die allgemeinen Boten sind, indem er nach dem

Guten Verlangen trägt, zu thun nach Gottes Willen. Und wenn er auch da stehen bliebe: vermöcht' er nicht, sich höher aufzuschwingen, er würde schon glückselig sein; vermöcht' er's aber, thät' es nur aus Trägheit nicht, dann wäre sein Verlangen nicht voll. Darum sei jeder, der jenen Engeln gleichen will, der allgemeine Bote für alle, sei's, wenn er nicht Besseres vermag, dadurch, daß er mit vollem Verlangen jedem Gutes wünscht.

Der zweite Chor sind die Erzengel. Ihnen gleicht jener, der begehrt, das Gute zu üben, und wenn Gott ihm Kraft verleihet und Gelegenheit, es wirklich übt zu seinem oder anderer Heile. Dies ist die zweite Stufe, wenn der Mensch, von glühendem Verlangen nach dem Guten entbrennend auf der ersten, nun beseelt von solcher Gluth, in guten Thaten thätig sich erweist.

Im dritten Chore sind die Tugenden, die da heilsame Wunder wirken. Denen wird ähnlich sein, wer Freude fühlt an solchem Streben, solchen Mühen und Beschwerden, Freude in Gott, voll guter Hoffnung, beglückt in sich durch seines fröhlichen Gewissens Zeugniß. Und es ist fürwahr ein Wunder, ist ein heilsam Wunder, wenn jemand sich an seiner Mühe freut; und darum ist dies des Menschen dritte Stufe.

Der vierte Chor, der sind die Mächte. Ihnen läßt sich vergleichen, wer gewaltig kämpft mit der Versuchung, widersetzend sich dem Satan, seinem bösen Willen den Zutritt wehrend in das Herz, stark durch den Vorgeschmack der geistigen Lust; und dieses ist des Menschen vierte Stufe.

Die Fürsten sind der fünfte Chor. Es gleichet ihnen, wer des Satans Versuchung widersteht, und gegen jede List, jedweden Anprall gleichsam mit einem Rettungsmittel versehen

ist; und dies ist die fünfte Stufe; wenn frei von Schuld der Mensch und würdevoll.

Der sechste ist der Chor der Herrscher. Ihnen ist ähnlich, wer sich der Versuchung erwehrend, ohne Schuld und Makel, herrscht über die Versuchung, ausgestattet mit mannigfaltigen Tugenden bald die, bald jene braucht, so wie er will, und was sich ihnen feindlich entgegen stellt, nicht mit schwerer Mühe, nein, schon mit einer Art von Lust und Leichtigkeit besiegt: mit Demuth den Stolz, mit Huld und Güte den Neid und Grimm, und mit Freigebigkeit den Geiz, mit Mäßigkeit die Völlerei, die Trägheit mit Gehorsam, die Unkeuschheit mit reinem Sinne und so fort. O wie glückselig ist ein solcher Mensch! Das ist wahrhaftig ein Herr, der keine andre Furcht kennt, als die eine, Böses zu thun, durch das er seine Herrschaft verlöre; und das ist die sechste Stufe.

Dann kommen noch der Engelchöre drei in der dritten Ordnung, und durch diese drei Chöre muß ein jeder schreiten, der Zutritt haben will zu Gott. Die Thronen sind der nächste Chor, durch den er gehen muß, daß er sich läutre, ganz und gar sich läutre, und sieht er sich von irgend einer Sünde verunstaltet, sich selber richte, um ihrer los zu werden, und so, rein von jedem Makel, strahlend in Tugend und Vortrefflichkeit, sich Ruhe des Gewissens zu gewinnen; denn läßt sich das Gewissen auch beschwichtigen in schläfrigweicher Trägheit, in Wahrheit ruhig kann es doch nicht sein. Sagt nicht der heilige Paulus: „Wenn wir selbst uns richteten, so würden wir dann nicht gerichtet werden?“ Darum richte jeder sich, und setze den Stachel des Gewissens an, will er dem Chor der Thronen gleichen, und will er weiter, weiter noch zu der Erkenntniß Licht gelangen und zu der Liebe Flammengluth, der höchsten Stufe,

die der Mensch erreichen kann, um Gott recht nahe zu sein, wie auch geschrieben stehet, daß der Liebe Gebot das höchste ist, der Liebe, die von Gott beginnend, auf den Nächsten, der uns theuer, und selbst auf unsere Feinde übergeht.

Der Weg, der von der Läuterung näher zu Gott hinführt, ist die Erleuchtung. Durch diese wird der Mensch den Cherubim um desto ähnlicher, je besser er die Wahrheit kennt. Doch wer erleuchtet sein will, der wende sich dem Strahle der Vernunft zu! Dieser Strahl, wenn er von der wahren Sonne kommt, ist gerade, hell und warm: gerade ohne Umschweif; hell, weil er die Finsterniß verscheucht; und warm, weil er zu Gottes Liebe entflammt. Denn einen andern Strahl noch giebt es, der weder gerade, noch hell, noch warm genug, um Leben zu verleihen, und das ist die Weisheit dieser Welt. Wie er im Umschweif und nicht gerade geht, ist an den Weisen dieser Welt zu schauen, die viel aufhäufen, um geschätzt zu sein, und die geschätzt sein wollen, um vieles aufzuhäufen; die nach Vergnügen trachten, um so, sich gütlich thuend, länger zu leben, und die länger leben wollen, um dem Vergnügen nachzutrachten. Und daß der Strahl nicht hell, ist zu erkennen, weil ja der Mensch so oft nach dem begehret, was selbst in dieser Welt sein Unglück nur; wie wenig aber warm der Strahl, das zeigt sich, weil der Mensch durch ihn zu Gottes Liebe nicht entzündet wird, sondern in ihr stets mehr und mehr erkaltet. Wer darum erleuchtet sein will, wende sich dem Strahle der Vernunft, und nicht dem Strahle der irdischen Weisheit zu; denn jener nur führt ihn gerade, leuchtet hell, und wärmt ihn, daß er glüht von Gottes Liebe.

Wer endlich zu der höchsten Stufe sich erschwingen, und den höchsten Engeln, den Seraphim, will gleichen, zwischen

denen und Gott nicht andere heilige Geister sind, der wende sich der Weisheit Feuer zu. Man pflegt das Feuer erst zu sammeln, und dann erst anzuzünden, und dann schlägt die Lohe hoch empor; so muß auch das Gemüth sich früher sammeln in seinen Wünschen und Begierden, damit es nicht verlange, was nicht heilsam wäre, und woran es sich nicht vollkommen könnte sättigen, und dann muß es sein Begehren wenden hin zu Gott, erwägend, wie er uns so sehr, der ewige Vater, liebt, wie lieben wird, bis wir zu ihm gelangen, alle heilig, wo jeder dann den andern liebt, wie sich. O welche unaussprechlichsüße Wonne, in so getreu verbundener, so herrlicher Genossenschaft zu weilen, wo jeder an dem Glücke sich des andern freut, als ob's das seine wäre! Das ist es, was, erwogen, unser Gemüth entzündet, daß es flammt, und daß sich seine Liebe über alles erhebet, was der Sinn empfinden, der Geist in Bildern denken, der Verstand verstehen kann!

Doch ach! die Menschen in ihren Ständen, wie die einzelnen für sich, sie richten sich nach Gottes Willen nicht, ungleich den Engeln; und das ist ihre Nichtigkeit und Noth, daß durch die Reize dieser Welt sie von der Wahrheit weg sich locken lassen. Auch ist's des Satans List und Neid, der sie verführt, daß sie nicht seien, wie sich's geziemt; denn wie die bösen Geister einst aus allen Chören abfielen, also hindern sie die Menschen nun in allen Ständen, und legen Schlingen jeglichem, von Grimm erfüllet gegen Gott und gegen uns, so daß sie alles, was Gott in seiner Güte schafft, in ihrem neidischen Haß zerstören möchten. Und da sie sehen, daß uns Gott Freiheit verlieh, damit wir, wenn wir wollten, zu jener Engelwürde uns erschwängen, die sie verloren einst durch ihren Hochmuth, so hassen sie aus tiefster Seele uns; und weil sie klug

und ränkevoll, so legen sie uns Hindernisse, wo sie nur können, daß wir verscherzen unser ewig Heil. Doch wider Willen thun sie uns, indem sie uns nicht Ruhe gönnen, Gutes; denn um je schwerer wer in's Reich des Himmels gelangt, um desto größer dort sein Lob. Wie sollte auch eine Wohnstatt, die so herrlich, nur leicht und spielend zu gewinnen sein. Darum läßt es Gott geschehen, wenn sie uns anfechten; aber nicht verläßt er uns, so wie der heilige Paulus sagt: „Gott ist getreu, nnd läßt uns nicht versuchen über unsre Kräfte; nein, er stärket uns, daß wir im Stande seien, jegliche Versuchung sieggekrönt zu überwinden."

Vier Dinge sinds besonders, womit der Satan uns berückt. Das erste dieser Dinge ist das Behagen; denn jeder hat Behagen an etwas, und so weiß der Satan es anzustellen, daß das Böse uns wohlgefällt. Allein, wer weise ist, bedenkt, daß alle Erdenfreuden, Tänze, Güter und Ehren, auch die süßesten der Wonnen schwinden, und daß er durch sie des Himmels ewiges Reich verlieren kann. Wie sonderbar! Wenn jemand Hoffnung hätte, nach eines Königs Tode selbst zum König erhöht zu werden, o wie gerne würd' er um solchen Preis auf jede Annehmlichkeit verzichten, und keine Mühe scheuen und Beschwerde. Und wir, die wir das ewige Reich des Himmels uns erwerben können, wenn wir uns dem Vergnügen nicht ergeben, ach! wir können von ihm nicht lassen, als bis es treulos selber uns verläßt. — Das zweite jener Dinge ist die Furcht; denn also sind wir eingerichtet, daß wir das Widerwärtige alle fürchten. Doch hüten sollen wir sorgfältig uns, das wir nichts mehr, als ihn, den Höchsten, fürchten — Gott. So aber sündigen viele, nicht weil sie Gefallen an der Sünde haben, sondern weil sie der Satan schreckt mit Widerwärtigkeiten und mit Lei-

den, und doch sagt unser Heiland: „Fürchtet euch vor denen nicht, die zwar den Leib zu tödten, doch weiter euch nichts anzuthun vermögen; sondern vor dem habt Furcht, der, wenn er euren Leib getödet, euch überliefern kann der Höllenqual.“ — Das dritte Ding ist das Verlangen, es anderen Menschen gleich zu machen; denn mit den Menschen sind wir, und so wollen wir ihnen gleichen. O daß wir doch strebten, ihnen nur gleich zu sein im Guten, und nicht im Schlechten! Aber so geschieht es leider, daß, wenn wir jenen bei Trank und Speise Hoffart üben sehen, und den in theuerem Gewande schreiten, das Gleiche wir zu thun begehren, ja noch auf neue Künste und Moden sinnen. Wehe aber denen, die das Beispiel geben, und ihnen, die dem Beispiel folgen, sie beide irren furchtbar ab von Gott! — Das vierte Ding ist die Unwissenheit; denn wissen wir nicht, was da gut, was schlecht, so räth der Satan unterm Scheine des Guten uns gar oft das Böse an. Wie viele ach! der Unverständigen meinen, es schade ihnen dies und jenes nicht, und nicht umsonst sagt unser Heiland: „Führt ein Blinder den anderen, so fallen beide in die Grube.“ Jene zwar, die nicht durch ihre Schuld unwissend sind, sie werden nicht verloren gehen; weh aber denen, die wissen könnten, und nicht wissen wollen! Verderben ist und Untergang ihr Loos.

Indem uns aber so der Satan beim Mahle und im Bette, auf offenem Markt, in Gottes Haus umstrickt, sucht er mit sieben Lügen uns im Netze der Sünde festzuhalten, uns gleichsam süße Weisen spielend, damit wir aus dem Traume nicht erwachen. Er raunt uns zu: „Wenn alles, was die Pfaffen sagen, Sünde, so große Sünde sollte sein, wer könnte dann glückselig werden? Der Haß soll Sünde sein? Wer kann denn lieben seinen Feind! Der Kaufmann soll nicht lügen und betrügen?

Wer kann denn anderswie Geschäfte machen! Du sollst, wie andere, nicht mitf rohem Sinn dem Tanz und Würfelspiele dich ergeben? Ei thust du nicht, wie andere, so halten sie nichts auf dich. Wer unter Wölfen ist, der muß mit ihnen heulen. Bist ja weltlich; bis du ein Mönch wirst, dann lebe wie ein Mönch. Laß du die Pfaffen predigen, sie thun es ja am Ende selbst nicht besser!" Dann spricht er wieder: „Deine Sünden sind ja nicht so groß. Es sündigen andere weit mehr, als du. Der dort besitzt des ungerechten Gutes weit mehr, als du, und der dort ist ein Ehebrecher, der du nicht bist. Was du sonst Uebles thust, sind ja nur Dinge ohne Wichtigkeit." Und weiter spricht er: „Gott hat dir so viel Gutes schon erwiesen, er hat dich erschaffen, er ist für dich gestorben, er wird dich nicht zu Grunde gehen lassen." Und weiter sagt er: „Niemand darf verzweifeln, wenn er auch Böses thut." Und dann zum fünften: „Sorge nicht! Wer sündigt, kann ja Buße thun. Sieh, was für große Sünder sind nicht schon gar große Heilige geworden: Petrus, Maria Magdalena, Paulus und David auch!" Und spricht zum sechsten: „Was Gott will, das muß geschehen. Will Gott, daß du glücklich wirst, so kannst du thun, was dir gefällt, du wirst es werden; doch will er nicht, ist alle deine Sorge und Mühe vergebens." Auch sagt er noch zum siebenten: „Genieße die Welt, so lange du jung! Was ist daran gelegen, ob du einmal gerade einer von den größten Heiligen wirst! Und übrigens hast du zur Buße im Alter Zeit genug."

Dies aber sind nur schlauerdachte Lügen, womit der Satan uns zu täuschen sucht; denn Sünde ist Sünde, und Gott will, daß wir, von innigem Danke gegen ihn erfüllt, auch vor der kleinsten Sünde uns bewahren. Darum unsere Kraft gespannt,

daß hellen Geistes in der Versuchung mannhaft wir bestehen, bis wir uns schwingen in des Himmels Reich! O gerne würde ich sagen, welche Wonne wir dort empfinden werden; doch es hat kein Auge noch gesehen, kein Ohr gehört, und nicht vermag es ein Herz zu ahnen, was Gott bereitet denen, die ihn lieben! Wir werden dann uns freuen, wenn wir Gottes gerechte Rache sehen an seinen Feinden, der jene nur entgehen können, die von der Welt zu Gott sich wendend, mit seiner Hilfe zwingen ihren Leib. Und groß wird unsere Freude sein, wenn wir den Satan, unsern Feind auf Erden, in seiner List und Lügenhaftigkeit nun ganz erkennen, und ihn nicht weiter fürchten mehr, nachdem wir ihn besiegt und überwunden. Und welche Freude wird uns dann aus der Natur Erkenntniß strömen! Da werden wir verstehen lernen, wie alles in der Schöpfung wunderbar seinen bestimmten Gang einhält, wie auf dem Lande und im Meere Lebendiges entsteht und Lebloses; wo die Flüsse und die Quellen entspringen, wo die Winde; wie in der Luft entsteht der Regen, Schnee, der Hagel und der Blitz und andere Dinge; auf was die Erde Gott gegründet, und wie er sie mit Wasser, dann mit Luft, und dann mit Feuer rings umgeben, und alle die Himmel über sie gewölbt, worin der Mond, die Venus, der Merkur, die Sonne und der Mars, der Jupiter und der Saturn und alle die übrigen unzähligen Gestirne mächtig kreisen. Daran finden die Sternkundigen schon hier Ergötzen, in Betrachtung schwelgend, obwohl sie noch nicht volle Einsicht haben; doch wer in Gottes Reich gelangt, der Schlichteste und Einfachste, der wird dies alles ganz verstehen lernen, und unaussprechliches Entzücken fühlen, Gottes Allmacht, Weisheit und Güte darin erkennend, und wird noch vieles andere begreifen, wovon kein Ptolemäus, noch sonst wer

der Sternkundigen je geträumt. Da wird er auch erfahren, was und wozu der Himmel, der krystallne, der über der Sternkundigen Verstand hinausreicht, aber in der Schrift genannt wird, und der keine Bewegung hat. Und über ihm wird er gewahren auch den Flammenhimmel, den seligen, der solchen Namen trägt nicht wegen seines Feuers heißer Gluth, sondern weil alle, welche ihn bewohnen, in Liebe flammen, den dreieinigen Gott von Angesichte schauend, beglückt durch der Erkenntniß Vollgenuß.

Und das wird dann die höchste Wonne sein, wenn in so seliger Gesellschaft weilend, jedweder dann den andern liebt, und sich an seinem Glücke freut, wie an dem eignen. O übergroße Wonne wär' es schon, dies himmlische Jerusalem, die Gottesstadt, wo selige Ruhe wohnt, die keine Menschenbrust vermag zu ahnen, von ferne nur zu schauen! Da sind die Mauern und die Straßen alle mit geistigem Golde belegt, die Thore glänzen von Perlen und verschiedenen Edelsteinen, da ist nicht Armuth, ist nicht Krankheit, und alle Thränen trocknet dort der Herr. O welche Lust, von ferne nur die Bürger und Bürgerinnen der Gottesstadt, der hochglückseligen, wallen zu sehen in ihrem hehren Schmuck, dem mannigfaltigen, Kronen, kostbare auf dem Haupt! Es sind der Kronen dreierlei. Die erste schmückt jene, die einst ihres Leibes Begierden überwanden, und sich rein erhielten. Und die singen: „Heilig, heilig, heilig der Herr der Herren, der König aller Könige, der uns erschaffen und erlöst, und uns erleuchtet und gestärkt, und uns zu solcher Seligkeit verholfen!“ Die zweite Krone ist derjenigen Zier, die also siegten ob der Welt, daß sie aus heißer Liebe zu Gott den Tod erduldeten. Und leuchtend steht es mit Himmelszeichen in ihre Kronen eingegraben: „Das sind sie, so die Welt

verachtete, als sie auf ihr noch weilten, weil sie an ihrer Freuden eitlem Glanze nicht Freude fanden; doch sie haben glorreich gesiegt, sie stärker als das Eisen, womit sie Qual und Tod erduldeten, und haben Ruh' und Frieden sich errungen!" Die dritte Krone verherrlicht alle jene, welche des Satans Finsternisse verscheuchten, und unbeirrt an Gottes Wort, am rechten Glauben festhaltend, unerschrocken tadelnd, was schlecht, der Menschen Herzen begeisterten für das, was recht und gut.

O höchste Wonne, sag' ich, wär' es schon, nur fernher zu erblicken solch glückseligen Verein von auserkornen Wesen; doch unter ihm zu weilen, zu verkehren mit ihm, wo jeder liebt den andren, wie sich, und Gott liebt über alles, und den dreieinig-ewigen Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen, in der Erkenntniß hellstem, vollstem Licht — o welch unnennbar süße Lust und Wonne! Und darum ist Wahrheit, was der heilige Paulus spricht: „Kein Aug' noch hat's gesehen, kein Ohr vernommen, und nicht zu ahnen hier vermag's ein Herz, was Gott bereitet denen, die ihn lieben!"

Gedanken über Gott.

Eingang.

Was Gott? Die Frage ist kurz gethan; doch ist es eine lange, eine hohe Frage. Nicht läßt sich der Verstand darin beirren, **daß** Gott ist; denn was erschaffen ist, ruft, daß Gott der Schöpfer, und nichts hat selber sich erschaffen, und ob sie Heiden, ob sie Juden, Christen, ob Ketzer oder Philosophen sind, sie halten alle etwas für Gott; doch **was** Gott sei, begreift der Geist des Menschen nimmer. Darum

sagen sie, daß Gott das Unaussprechlich-Höchste sei, so daß nichts Besseres sich denken lasse, nichts Seligeres und nichts Erhabneres, auch nichts, was gleich gut wäre, gleich selig und erhaben; denn in dem allem raget er hinaus über jedweden Geist, nicht nur der Menschen, auch der Engel Geist, und immer ist er herrlicher, als irgendwer kann sagen oder denken. Und so, was Gott nicht ist, das finden wir; doch was er sei, zu fassen, ist unmöglich. Und könnte wer noch so Erhabnes denken, Gott ist erhabner doch; und flög' er noch so hoch im stolzen Geiste, noch höher ist doch Gott. Darum haben Heiden und Ketzer viel geirrt, und dachten ihn bald so sich und bald anders, und sagten dann, das wäre Gott. Darin liegt Sinn, den eignen Unsinn zu erkennen; doch nicht vermögen wir in jene Klarheit zu schauen der göttlichen Natur, in jenen geistigen Glanz von innrem Lichte, in dem Gott strahlet unnahbar-zugangslos. Durch Demuth nur, festhaltend an dem starken, rechten Glauben, verdienen wir's, bis unser innrer Blick sich ganz geläutert hat, Gott zu erschauen dort in seinem Reiche, wenn uns die Sünde nicht mit Blindheit schlägt, daß wir — was er verhüten wolle — sein vergessen, und ihn nicht lieben über alles.

Wie? Gott so allgemein auf unsren Lippen, und wäre doch so weit, daß, was er sei, wir nicht erkennen könnten? So ist es fürwahr! Wohl reden wir von ihm, wir wissen, daß er ist, noch läßt sich der Verstand damit verwirren, daß er nicht wäre; allein in seine Herrlichkeit verschlossen, ragt er so weit hin über unsern Geist, daß wir ihn zu erreichen nicht vermögen. Und wie spricht Gott durch des Propheten Mund: „Wie meine Himmel über eure Erde, so meine Wege über eure Wege, mein Denken über eueres erhaben.“ Doch ist er voll

Barmherzigkeit, und gern verkehrt er mit der Menschen Söhnen, und daß sie Lust und Wonne an ihm empfänden zu ihrem Heil, so sagte und wies er ihnen, was er sei, nicht daß sie so vollkommen ihn begriffen, nein, daß sie, Lustund Trost empfindend, ihn strebten zu erfassen und scheuchten alle nichtigen Gedanken über ihn, an seiner Huld sich freuend und entzückend.

Erster Theil.

1.

So laßt das Wort uns hören, das Gott sprach, als Moses er entsandte zu den Juden. Der fragte ihn: „Wer bist du Herr? Was soll antworten ich, wenn sie mich fragen, wer mich gesandt?" Gott sprach: „Antworte ihnen: „„Ich bin der, der ich bin, der ist's, der mich zu euch gesandt."" Und Sanct Bernardus fügt hinzu: „Es giebt kein Wort, das besser taugte zu künden, was Gott sei, als, daß er ist." Denn sagt ihr, daß Gott groß, gut, selig, weise, und sagt ihr Gleiches, was ihr mögt von ihm, es muß verstanden werden, sobald ihr sagt, er ist, da dieses eben Gottes Sein, daß er dies alles ist. Und gäbet ihr anderes noch so viel hinzu, ihr würdet doch so viel nur sagen, als ihr damit sagt, daß er ist. Setzt fort hinzu, ihr habt nichts zugegeben; sagt weiter nichts, ihr habt nichts weggenommen. Denn Gott allein ist ohne jeden Wandel, derselbe stets und stets der Nämliche, stets hier und dort und immer auch in sich, und nicht von einem einzigen Dinge, das er nicht ist, läßt wahrhaft sich behaupten, daß es ist, da außer ihm kein einzig Ding, das ohne Bewegung wäre und innren Wandel. Und so ist Gott, und ohne Gott ist nichts; denn wie er selbst nicht ohne sich, so kann auch nichts sein ohne ihn.

Er ist für sich, er ist für alles, und so wie er der Einzige ist, der selbst das eigene Sein, ist er auch dies, daß durch ihn alles ist: Gott ist der Anfang auch von allem. Wohl heißen viele Dinge, und sind der anderen Anfang; doch diese haben ihren Anfang immer von anderen Dingen wieder, bis sich am Ende zeiget, daß außer Gott kein wahrer Anfang ist, oder wir sagen: Jeder Anfang hat seinen Anfang von dem ersten aller, der ohne Anfang selbst, stets er in sich, ohne Wandel, ohne Bewegung, beständig ist.

2.

Und wär' er jemals nicht gewesen, sagt, wie vermocht' er's wohl, zu sein und anzufangen? Nein, Gott ist aller Dinge Anfang, ohne Anfang selbst, und von dem alles seinen Anfang hat; mit dem nichts ist von Ewigkeit, von dem nichts abgeht, zu dem nichts zuwächst, aus dem, durch den und in dem alles ist: aus ihm, nicht wie aus einem Saamenkorne, sondern wie aus dem Schöpfer; durch ihn, da außer ihm niemand, der etwas könnte wirken, da Gott ja wirkt, durch wen es ihm gefällt, so daß das Werk mehr Gottes, als dessen, welcher wirkt; in ihm, nicht wie an einem Orte, sondern in seiner Macht. Vergebens ist der Philosophen Suchen nach dem, woraus die Welt; Gott brauchte nichts, um seine Welt zu machen, als er sie machen wollte, und nichts gab's, ohne das er sie mit seiner Macht nicht hätte machen können, das er aus nichts erst hätte müssen schaffen, um sie daraus hervor zu bringen. Mit seiner Macht, durch seine Weisheit, die seiner Güte gleich, Antheil an sich auch dem Erschaffenen zu geben, hat alles er allein gemacht und es zu Stande gebracht, und hält's gewaltig, nachdem er es aus nichts erschaffen hat, und ferne sei es, fern' von uns

zu denken, wie manche wirklich sich getäuscht, als hätte aus seinem unversehrten, aus seinem wandellosen Wesen er irgend welches Ding gemacht, das, wenn auch gut, versehrbar doch und wandelbar doch wäre.

2

Allein ihr fragt: wo Gott denn sei, wenn alles ist in ihm, und wo er war, ehe er die Welt erschaffen? In Gott ist alles, sagte ich, nicht aber wie an einem Orte, in einer Lade, einem Haus, sondern in seiner Macht und Weisheit ist's und Güte. Und fragt ihr, wo er sei, ihr betet ja: „der du im Himmel bist." Doch sagt auch der Prophet: „Tret' in den Himmel ich, so bist du dort, und tret' ich in die Hölle, find' ich dort dich gleichfalls." Kurz denn, Gott ist allüberall, nur anders hier und anders wieder dort. Gleichwie die Seele überall im Körper, doch in dem Haupte wirkt vortrefflicher: so wirkt auch er vortrefflicher im Himmel, als irgend anderswo. Nur ist er weder in dem Himmel, noch irgend anderswo auf solche Art, daß ihn der Ort enthielte, oder daß er den Ort ausfüllte. Es ist kein Ort, wo er sich nicht in seiner Wesenheit befände; doch ist kein Ort auch, welcher ihn enthielte. Und so ist Gott und wohnt in einem Lichte, zu dem kein Zutritt möglich ist. Ich rede nicht vom Schauen des Körperauges, vom inneren Auge red' ich hier, und immer ruf' ich: „Unbegreiflich ist Gott in sich!" So wie er nun in allem auf irgend eine auserwählte Art, ist alles auch in ihm, und wie er war, eh' er die Welt erschaffen, allein in seiner Herrlichkeit, ist er auch jetzt noch immer dort. Denn nicht darum hat er die Welt erschaffen, um einen Ort zu haben, wo er sei, noch ist er so in seiner Welt, daß er mit ihr zu Grunde könnte gehen. Darum könnt ihr nichts Größeres denken, als ihn, als

Gott, und ob sich euer Geist das Herrlichste, das Höchste dächte, sagt nicht, daß Gott geringer sei; ja welches Höchste ihr euch aussersinnet, behauptet nicht, daß Gott dies sei, daß Gott so sei, o sagt vielmehr, daß Gott noch weit darüber reiche; denn das Unmöglich-Große nur, das etwa könnte größer sein, als Gott. So ehrt denn Gott in eurem Herzen, und immer denkt, daß, was und wie Gott sei, wir nicht erfassen und begreifen können.

Zweiter Theil.

1.

Auch das Erschaffne hörend, könnte wohl der Mensch Gott näher kennen lernen, allein er achtet dessen nicht, betäubt vom Lärm der irdischen Eitelkeit. Seit er in Sünde fiel, ist sein Verstand erblindet; im Widerstreite mit sich selbst, vermag er nicht im Kampf der Welt zu siegen, zum Leeren, Nichtigen drängt es ihn, und so versäumt er Gott zu suchen, nach ihm zu fragen, und alles, alles Rufen in der Schöpfung, wie laut es Gott bezeuge, schlägt unvernommen an ein taubes Ohr. Es rufet dem nur das Erschaffene, der sinnend überlegt; doch wer sich hingegeben der Begierde, der kann nicht überlegen, und fragt nach Gott nicht, seinem Drange folgend. So sind zuerst die Heiden ausgeartet, so arten auch die Christen aus, die ob sie hören, oder wie im Traume vernehmen, daß Gott ist, von ihm nichts weiter wollen wissen, und könnten sie auch mehr erfahren, dennoch sein nicht achten. Die werden sagen Ausflucht suchend, um als rechtgläubig zu erscheinen, da sie doch Gottes Wahrheit wenig kümmert, am schlichten Glauben sei genug. Ich widerspreche nicht, daß Schlichte, daß Unbegabte mehr zum Heile nicht bedürfen, als nur einfach so zu glauben,

wie es der Kirche heiliger Mund gebeut: doch wer da liebt, und wenn sein Geist die Gabe hat, denkt des Geliebten gern, und redet oft davon mit Lust und Freude; vor allem, was zum Preis und Ruhme dient des theuren Gegenstandes, hört er gern und fragt, wie mächtig er und gut und weise, und hört das Lob und spricht und überlegt, bis er das Theure mehr noch liebgewonnen, in seiner Liebe festgewurzelt ruht. O wie viel haben nicht zu Gottes Ruhme gesprochen all' die Herrlichen, die für ihn freudig in den Tod gegangen! Was ich nun sage von dem lieben Gott, so hoff' ich, daß ich mich darin vom Sinne der heiligen und christlichen Meister nicht entferne; denn gerne las ich schon von Jugend auf, und hörte gern der Meister Wort. Und jetzt noch schafft mir's Wonne, nachzudenken, und andere, die Latiums Sprache nicht verstehen, anzuspornen zum Forschen über das, was mir so werth. Wem aber dies misliebig sollte sein, der klage mich nicht an, und schelte nicht, daß ich vielleicht gesprochen, was meinen Lippen nimmer ist entschlüpft; er lasse meine Bücher fahren, nur neid' er's nicht, wenn andere vielleicht das früher nicht Verstandene durch sie verstehen lernen. Doch wohin verlier' ich mich! Zurück!

2.

Wißt, Gott ist mächtig! Wollt ihr seine Allmacht euch vor die Seele führen, so bedenkt, welch großes Ding es sei, alles aus nichts zu machen! O welcher, welcher Geist vermag's zu fassen! Ist's kleine Macht, das kleinste Ding aus nichts zu machen? Und dünkt euch klein die Macht, erwäget, was nichts, was etwas sei! Wie weit, wie ganz verschieden von einander! Doch ist es große Macht, ein einzig Ding, das kleinste nur aus nichts zu macheu, wie groß muß jene Macht

sein, die so Großes, so Vieles, und aus nichts gemacht! Blickt hin, ob klein das Weltgebiet mit den sichtbaren Himmeln, die das Auge, das körperliche schaut: was erst der Himmel, der krystallne, oder auch der nur, so der Himmel mit der schnellsten Bewegung heißt! Ich sage hier nichts von der Engelchöre Wonnehimmel. Und wollte der geschaffnen Dinge Zahl ermessen wer, wohlan, der zähle die Sterne, der zähle die mannigfaltigen Geschlechter der Lebenden, in deren jedem eine Seele ist, nach eines jeden Art und Unterschied: hier Menschen, und dort Löwen, Herden der Triften, und die Vögel, Wasserthiere und all die Käfer, kriechendes Gewürm! Wie viele Verschiedenheiten sind in allen, wie viele der Häupter jeglichen Geschlechts! Und wer denn weiß, wie groß die Zahl der Haare auf den Menschenhäuptern, wie groß die Zahl der Körner in dem Sand? Und all die vielen Eigenschaften der unzählbaren Dinge in der Schöpfung nach Maß und nach Gewicht, nach Breite und Höhe und nach Länge und Tiefe! Ihr staunet, da ihr das Erschaffne nicht erfassen könnt? O staunt vielmehr der großen, erhabenen Macht, die alles dies, all' dieses, und aus nichts erschaffen konnte! Ja, über das Erschaffne verständig zu denken und zu sinnen, das lehrt euch Gottes Herrlichkeit erkennen, und bringt euch dann Gott näher, und dann zollt ihm Lob und Preis, und unterwerft euch, in Demuth und in Ehrfurcht unterwerft euch der Schöpfermacht, die über alles groß!

3.

Gott ist auch weise! In dem Schmuck, der Schönheit der Schöpfung stellt sich seine Weisheit uns deutlich dar, daß wir sie schauen können. Wie ist es süß und angenehm, darüber nachzusinnen! Darum singt David schon: „O Herr, ich habe

dich liebgewonnen in dem, was du gemacht, und an den Werken deiner Hände entzück' ich mich! „Unweise die erkennen's freilich nicht, und Thoren, sie verstehn es nicht. Die Welt ist wie ein Buch, das von der Hand, ich meine von der Macht und Weisheit Gottes ist geschrieben. Ein jegliches Geschöpf ist wie ein Wort in diesem Buche, das Gottes Macht und Weisheit zeigen soll. Da kommt denn, wie es zu geschehen pflegt, der eine, sieht das Buch und blickt hinein, doch was ein jedes der geschriebnen Worte bedeute, weiß er nicht; ein zweiter kommt, und lobt das Aeußere des Buches, wie prächtig es eingebunden, und ein dritter preist die gute Schrift: der geistige Mensch allein versteht den Sinn, der in den Worten waltet.

A.

Vier Arten sind's besonders, auf welche eines Dinges Schönheit sich vollendet! Erstlich die, daß alles gehörig und geziemend an seinem Orte, und daß alle Theile in freundlichem Verein zusammen passen. Betrachtet demuthsvoll die Welt umher, wie da ein jedes Ding gehörig an seinem Orte, wie gut und schicklich da Theil mit Theil verbunden; und je besser und mit je schärfrem Geiste ihr wahrzunehmen vermögt, wie weise eingerichtet die Welt sei, um so mehr Ursache dann, die Weisheit Gottes zu bewundern, die unaussprechlich ist! Seht hin, wie planvoll-sinnreich in der Welt verbunden Dinge aller Sphären, wie sie so wohl dabei und freundlich und so verträglich sich gesellen, daß oft der Theile ungleichartigste, ja Theile, die sich feind sind, traut vereint! Denn ist die geistige Natur gleichartig mit der körperlichen? Sind Himmelskörper, wie die Sonne, der Mond, die Sterne und die Himmel, worin die Sterne kreisen, den Körpern gleich, wie Erde, Wasser, Luft und Feuer,

die wir Elemente nennen? Und ist dem Feuer nicht das Wasser feind, das Wasser nicht dem Feuer? Doch Gottes Weisheit hat dies alles vereint zu einer Welt, und seinem Willen unterthan, zerstöret keins das andere, es dient vielmehr, sich in die Ordnung fügend, die von des Werkes Meister festgesetzt, dem Werdenden zum Heil und giebt ihm Leben.

O wie verträglich ist der hehre Himmel, der immer ruht, und der sich nicht bewegt, und der das Körperliche oben umschließt und unten, wie das Ei die Schale! Gerade in der Mitte, überall gleichweit von ihm entfernt, ist die Erde, die grobe, welche wir bewohnen, und die durch Gottes Weisheit gleichfalls so befestigt ist, das sie sich nicht bewegt, fort steht und sich nicht dreht. Am nächsten um die Erde läuft das Wasser, darüber ist die Luft, die gleichfalls kreist, und die zu rechter Zeit von dorther bläst, wie es Gottes Weisheit nicht umsonst gemacht; der Feuerkreis ist ob der Luft, und dieser läuft und dreht sich auch; ob diesem Feuerkeeise ist ein Himmel, worin der Mond; dann kommt ein zweiter über ihm, worin Mercurius; und dann ein dritter über diesem wieder, in welchem Venus, der Planet, der geile Liebe weckt, wie die Sternkundigen behaupten; im vierten Himmel aufwärtshin, dort hat die Sonne ihren Platz; im fünften, da ist Mars, der Streit und Kampf und Krieg entzündet; im sechsten dann ist der Planet, der Güte gießt in's Herz, zur Ehe und holden Liebe drängt, und fruchtbar macht die Jahre, des Saturnus Härte und Kälte mildernd, und abkühlend die trockenheiße Gluth des Mars, und so ist er gerade zwischen zwei Planeten, die böse walten; im siebenten der Himmel ist der bezeichnete Saturnus; und in dem achten jene Sterne, die sich mit den Planeten fortbewegen. Doch über diesem achten Sternenhimmel ist noch

ein neunter, der am schnellsten kreist, und über ihm erst der krystallne, hehre, der immer steht bewegungslos, und zwischen welchem und der Erde die anderen Körper ihren Lauf vollbringen. O Weisheit, Weisheit! Wie da alles an seinem rechten Ort! Und wer vermöchte, wer zu erforschen alles und zu sagen! Darum ruft der heilige Sänger, als er auf das Meer hinblickt: „O wunderbare Lagerung des Meeres! O wunderbar der Herr hoch in den Höhen!“ Und wieder ruft er: „Alles und jedes hast du weise hingestellt!“ Doch daß kein Theil den anderen zerstöre, ist zwischen Dingen, die sich feind, ein anderes in der Mitte, das mit beiden worin verwandt, befreundet ist, und beide auf solche Art verbindet und versöhnt. Und über unsrer schweren, groben Erde, die anderen Stätten weit an Schönheit nach, und die am niedrigsten, erheben sich die edleren Elemente, dann die Sphären der Himmel, immer höhere und höhere Gewölbe — und was in ihnen alles, weiß noch niemand — bis endlich dann der Himmel kommt, des Flammenhimmels Namen tragend, nicht wegen seines Feuers heißer Gluth, sondern der brünstigen Liebe wegen, er, wo der Engel Reihen sind, der Heiligen Wohnstatt und das volle Reich der Lust und Wonne in dem Anschaun Gottes, der über alles dies, und auch in allem, und oben, unten, überall, der wunderbare Schöpfer und Erhalter!

Ist aber das, was Gottes Huld, was Gottes Weisheit ausgerichtet, für wen zu fern, und kann er nicht in seinem Geiste des Himmels Lagen denken: so acht' er auf die Glieder seines Leibes; denn eine Welt im Kleinen wird der Mensch geheißen in der heiligen Schrift, und auch im Menschenkörperbau ist Gottes Weisheit zu erkennen. O wenn das unvernünftige Thier zur Erde hin sein Antlitz hält geneigt, so hat

der Mensch geraden Wuchs, und frei nach oben blickt sein Angesicht zum Zeichen seiner Menschenwürde und dessen, daß sein Sinn nach oben hin, nach Himmelsdingen soll gerichtet sein, und nicht zur Erde blos, wie der des dummen, unvernünftigen Thieres. Und wie verschieden ist der Dienst des Hauptes und der Füße Dienst, und wie sind beide gerad' an ihrem Platze! Die Füße nehmen, um den ganzen Leib zu tragen und zu halten, die tiefste Stelle ein, das Haupt die höchste, daß es den ganzen Körper führe, von weitem schon mit seinen Augen sehend und mit den Ohren hörend das Heilsame und Schädliche, damit ihm der Verstand begegnen könnte; die Hände aber sind in Fleisches Mitte, daß dies sich halte an der Knochen Kraft. Und welch geheime Gänge durch manche Knochen hat das Mark, haben die Adern — und welch kleine Löchlein, die Gottes Walten angebracht; wie sind die Knochen aus dem Fleische hier — was sichtbar an den Zähnen — herausgewachsen, wo es nöthig war, wie dort verborgen; wie ist das Fleisch mit Haut umschlossen, daß es in solcher Hülle sicher sei vor jedem Unglimpf feindlich schlimmer Art, der seiner edlen Zartheit schaden könnte; bis auch durch Gott sogar den Fingern Nägel wurden, Helmen gleich! Und wer vermöchte alle Theile des Menschenleibes oder eines andern im Innren aufzuzählen, wie alles da von Gottes Weisheit mit Vorbedacht gebildet, und alles ist an seinem rechten Platz!

B.

Und diese Weisheit stellt sich auch in der Bewegung dar, woraus der Schönheit zweite Art entspringt; wenn etwas sich von Ort zu Ort bewegt, wenn es im Wachsen zu,- im Schwinden abnimmt; wenn ein Geschöpf zu dem und jenem in Wonne

hingezogen wird, oder mit Scheu hinweg sich wendet, und wenn ein Wandel in dem Geist geschieht. Bedenkt die erste der Bewegungen! Wer hat so klug es eingerichtet, daß jeder Himmel kreisend sich bewegt, obwohl er nicht von seiner Stelle rückt, und daß sich jeder der neun Himmelskreise mit eignem Laufe dreht? Der höchste Himmel mit dem schnellsten Laufe schwingt sich so rasch, daß er in vierundzwanzig Stunden die längste Bahn durchläuft, und treibt dabei die unteren Sphären vom Auf- zum Niedergang mit sich umher; doch diese haben, wenn sie auch von ihm getrieben werden, ihren eignen Lauf, denn jeglicher Planet bewegt sich anders in dem Kreise, der, Zodiak genannt, zwölf Zeichen führt. Je höher nämlich des Planeten Kreis, und näher jenem schnellsten Himmel, um desto schneller läuft der Kreis, von ihm getrieben, nur langsamer im Zodiak. Der niedrigste Planet, der Mond, vollendet seine Bahn im Zodiak erst in vier Wochen, die Sonne in einem Jahre und der höchste Planet in dreißig Jahren gar; der Himmel aber mit den vielen Sternen bewegt sich trotz des schnellsten Himmels Schwung in vielen Jahren nur ein wenig vorwärts. Und so macht Gott den Sommer und den Winter, wie auch die langen und die kurzen Tage und Nächte, die zu Zeiten gleich: und gar Verschiednes rührt durch Gottes Walten von dem verschiednen Laufe der Himmel und Planeten her; denn Sonne und Mond und jeder der Planeten wirkt dies an diesem, andres an einem andern Orte, und so alle Sterne, und wenn sich mehrere verbinden, bringen sie wieder etwas anderes zu Stande — so wandeln sich die Dinge in der Welt. Es läuft das Feuer auch in seinem Kreise, und auch die Luft, doch diese ungleich nur, wie wir es an den Winden sehen; und auch das Wasser kreist in Wolken, Nebeln, selbst in der Erde, sich als

Dunst aus Meer und Erde wunderbar erhebend, wobei es Quellen bildet, so daß dann Bäche sprudeln, oder Regen sich aus den Wolken niederläßt, und daß aus Bächen ganze Flüsse werden, die wieder sich ergießen in das Meer. Auf diese Weise fehlt es den Flüssen nie an Nahrung, um zu strömen; das Meer jedoch, obwohl ihm Wasser beständig zuströmt, überfüllt sich nicht. Wer sollte da, dies alles schauend und es erwägend in bedächtigem Geiste, verwundert Gottes Weisheit nicht erkennen!

Es hat der Mensch auch zweifache Bewegung. Eine ist äußerlich von Ort zu Ort, indem er gehen kann, wohin es ihm gefällt, nach seinem Willen, und regen seine Glieder oder nicht. Auch hier ist Gottes Weisheit kenntlich, da die Gelenke, Büge und Adern des Leibes ganz dazu gemacht, so daß der Wille, der unkörperlich und geistiger Natur, die Glieder nach Gefallen lenken kann. Die anderen Bewegungen des Menschen sind innerlich im Leibe, fortdauernd, und nicht dem Willen unterthan. Das Herz hat eine, die das Leben erhält, so lange der Höchste will, der in der Schöpfung alles beweget, was beweglich ist, stets unbewegt in sich und wandellos, er, Gott der Herr. Vom Herzen aus durchläuft das Blut den ganzen Körper in größeren Adern und in kleineren. Die Lunge, welche athmend das Herz mit Luft erfrischt, bewegt sich gleichfalls. Und ob der Mensch nun wache oder schlafe, fort währen die Bewegungen, und Ruhe hat weder Herz noch Blut, noch Lunge: so weise hat Gott alles eingerichtet!

Ich nannte früher die Bewegung auch, sobald ein Ding im Wachsen zu-, im Schwinden abnimmt, wie in der Zeit des Frühlings alles sprießt, im Winter stirbt, um nächstens neu zu sprießen. Wer andrer hat, als Gott, auch sie in die Natur gelegt! Denn, wie sich, was zuvor nicht war, nicht selbst ver-

mochte zu erschaffen, so kann's auch durch sich selbst nicht größer werden.

Die dritte der Bewegungen besitzt nur das Geschöpf, dem eine Seele geworden, die begehren kann. Es ist der Wunsch der Seele, der den Sinn nach etwas hinzieht, was er sieht, hört, und sonst auf eine Art empfindet; denn des Berührens Lieblichkeit hinterläßt im Innren des Geschöpfes gleichsam ein Bild, und das Verlangen wird wach, das Liebliche zu suchen, und vom Unlieblichen sich zu befreien, sich vor dem Widerwärtigen zu schützen. O wundervoll ist Gottes Weisheit, daß sie dem Thiere schon, dem unvernüftigen, das nicht vermag zu wissen, was aus dem und jenem kann erfolgen, verliehen dies Begehren, diesen Trieb, auf dem sein Leben und seiner Jungen Wohl beruht, und daß sie Augen ihm dazu und Ohren, Geschmack, Geruch und Tastsinn hat geschenkt!

Die letzte der Bewegungen ist nur im Menschen oder Engel möglich, wenn im Verstand ein Wandel geschieht, und sich der Geist in helleren oder dunkleren Gedanken nach irgend einem Gegenstande kehrt. Und nicht genug kann hier der Mensch erstaunen, wie der Verstand, der unerschaffne, den seinigen so wunderbar und so gehörig eingerichtet; wie er die menschlichen Gedanken, der Menschen Willen, ihre Handlungen so weise fügt und ordnet, und wie er stets der Bösen Böses zum Guten weiß zu wenden, ihnen nicht, sondern den Guten, die ihn lieben, und denen durch sein Walten alles zum Heil gereichet, auch der Schönheit Schmuck!

C.

Ich komme jetzt zur dritten Art, auf die sich eines Dinges Schönheit vollendet, zur Gestalt, zum Umriß, worin ein Ding gehörig und geziemend erscheinen kann. Ha welch un-

endliche Verschiedenheiten zeigen da sich wieder, ganz ungewohnte oft und schauderhafte Gestalten, daß wir über Gottes Weisheit in dieser Mannigfaltigkeit von neuem auf das höchste müssen staunen! Und wir bewundern grne das Große nur; doch saget, was ist wunderbarer, des Elephanten große Zähne, oder die winzigen, womit die Motte am Kleide nagt, die gar so winzig sind, daß sie mit unsrem Auge nicht wahrzunehmen? Und so hat Gottes Weisheit jedem Thiere zum Flug, zum Gehen und Schwimmen, zum Lauf und Sprung, zu anderen Geschäften, verliehen solche Glieder, wie es sie gerad' am besten brauchen kann.

D.

Doch ist der Schönheit dritte Art noch schöner, wenn sich die vierte ihr, die passende Beschaffenheit, gesellt. Hier ist jedwedem Sinne etwas andres lieb und angenehm, dem Auge die Farbe, dem Ohre der Ton, der Nase der Geruch, dem Munde der Geschmack, und so dem Tastsinn etwas andres wieder. Nur sind die letzten der Beschaffenheiten nicht schön, sondern blos süß und angenehm zu nennen; doch sagen wir, es rieche etwas schön. Und auch die Seele hat die ihrigen: die Güte, wenn sie gut, den Adel, wenn sie edel ist. Und so ist alles, alles in der Schöpfung von Gott auf solche Art gemacht, daß seine Schöpferweisheit Bewunderung und Staunen uns erzwingt.

4.

Gott ist auch gütig! O auch seine Güte und Huld und Liebe zeigt in allem sich, was da erschaffen um und um! Denn seinetwegen hat er nichts erschaffen, er konnte ohne alles in sich selbst stets glücklich, selig sein; doch da er sah, durch seine Güte könnten Geschöpfe aller Art, jedwedes nach seinen Fähigkeiten,

glücklich werden, schuf er, was ist, und erhält es durch seine Huld und Liebe und Güte. Und daß er alles ordnet, alles so weise richtet, ganz besonders zum Frommen der menschlichen Geschöpfe, zu ihrem Heile und Gedeihen, zeigt dies nicht seine übergroße Güte? Ei Himmel, Erde, Luft und Sterne und Wasser, allalles, was da ist und webt, der Zeiten Wechsel auch, womit das Jahr er wiederkehren macht, was alt, erneut, was abgestorben, frisch belebt, dies alles ist zu ihrem Frommen, in diesem allem zeigt sich seine Güte. Vierfältigen Nutzen aber ziehen wir aus den erschaffnen Dingen: die einen sind uns so nothwendig, daß wir nicht ohne sie zu sein vermöchten, und deren gab uns Gott in größter Fülle; die anderen sind uns angenehm, so daß auch ohne sie wir leben könnten; in wieder anderen suchen wir des Angenehmen mehr nicht, als die Schönheit; und wieder andere sind uns kostbar blos durch ihre Seltenheit, sodaß wir sie recht leicht entbehren können, wie theure Kost und Edelsteine, und silbernes und goldenes Geschmeid. Darum setzt der Weise nicht sein Heil in den Besitz so kostbarseltner Dinge; er liebet seinen Gott und misset gern, was nicht nothwendig ist, wodurch oft stolze Hoffart kund sich giebt, und wenn er es auch genießt, genießet er's, als ob es nicht vorhanden wäre.

Schluß.

So können wir durch die Betrachtung der uns sichtbar gewordnen Dinge gelangen zu manch heilsamer Erkenntniß, wenn nur aus dem Getümmel dieser Welt zum Geistigen wir, zu Gott wir uns erheben; doch ist's vergebens und umsonst, von so Erhabenem mit dem zu sprechen, der sich vom irdischen Lärm verwirren läßt.

Noch einmal ruf' ich: Gott ist mächtig und stark und groß, wie kein Gedanke es denken, kein Mund aussprechen kann, und hätte wer das Herrlichste ersonnen, er sage nicht, daß Gott nicht größer sei!

Ja, Gott ist groß in seiner Macht, in seiner Macht und Weisheit groß, mit keinem Körpermaß zu messen, die Geister alle, die Engel überragend, ohne eine Grenze in seiner Größe, unendlich, unerfaßlich groß!

Und er ist gut und hat die Welt erschaffen, und hat nicht seinetwegen sie erschaffen, aus Liebe nur zu uns, aus Güte und Huld, und ordnet sie, und hält und trägt und lenket sie gewaltig!

Da ist er überall vor uns, um uns und aller Orten, ohne eine Spanne Raumes einzunehmen, der Ewige zugleich, vom Flug der Zeiten Unberührte, vor dem nichts ist gewesen, nichts wird sein, vor dem nur alles ist.

So sei ihm Ruhm und Preis und Ehre, dem großen, weisen, gütigen Gott, dem Wandellosen in seiner göttlichen Vollkommenheit, ihm, dem Dreieinigen, dem Vater, Sohn und heiligen Geiste, in alle Ewigkeiten! Amen.

Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

A. Schöllhorn



